

DER FELS

Prälat Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus:
Lumen Fidei – Licht des Glaubens

227

Bischof Gregor Maria Hanke OSB:
Was erwartet die Kirche von den Laien?

232

Jürgen Liminski:
Vater Staat und Mutter Partei

254

Katholisches Wort in die Zeit

44. Jahr August/September 2013

Kongress: Freude am Glauben



30. August - 1. September 2013
in Augsburg

Forum Deutscher Katholiken



INHALT

Prälat Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus:
Lumen Fidei – Licht des Glaubens 227

Georg Dietlein:
Der wahre Geist der Erneuerung 229

Bischof Gregor Maria Hanke OSB:
Was erwartet die Kirche
von den Laien? 232

Dr. Alois Epple:
Credo Sanctam Catholicam Ecclesiam,
Sanctorum Communionem 241

Gerhard Stumpf:
Reformer und Wegbereiter in der Kirche:
Johannes von Geissel 242

Alfred Palka:
„Wir wollen uns zu Christus bekennen,
unserem Führer und Meister ...“ 243

Prof. Dr. Peter P. J. Beyerhaus D.D.:
Offener Brief an Präses
Dr. Nikolaus Schneider 248

Raymund Fobes:
Pilgerndes Volk Gottes 250

Stefan Fuchs:
Die Herde ist größer als gedacht 252

Jürgen Liminski:
Vater Staat und Mutter Partei 254

Augsburg – mediterranes Flair
in Bayerisch-Schwaben 258

Sacra Augusta Vindelicum
Stationen der Rast und Besinnung
in Augsburg 260

Auf dem Prüfstand 265

Zeit im Spektrum 267

Bücher 268

Leserbriefe 270

Veranstaltungen 271

Impressum „Der Fels“ August/Sept. 2013 Seite 271
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Liebe Leser,

zwei kirchliche Ereignisse liegen hinter uns: Der Weltjugendtag und der Nationale Eucharistische Kongress. Worin liegt ihre Bedeutung? Sie haben mit der Zukunft des Glaubens in unserem Land zu tun:

Da ist der Weltjugendtag. Eine Millionenschar Jugendlicher, die sich im südamerikanischen Rio mit Papst Franziskus getroffen hat, darunter die kleine Schar 2000 Jugendlicher aus Deutschland. Was haben sie nach Deutschland zurückgebracht? Eigenschaften, für die Jugend steht: Die Bereitschaft aufzubrechen und Begeisterung. Aber, da muss noch etwas hinzukommen, wie schon Johannes Paul II., der die Weltjugendtage ins Leben rief, im Juni 1998 den Jugendlichen auf dem Petersplatz zugerufen hat: „Ihr gehört einer kirchlichen Bewegung an. Es bedeutet die exakte Aufgabe einer christlichen Formung, die ein tiefes Zusammengehen von Glaube und Leben verlangt. Der begeisterte Glaube ist ein großer Reichtum. Aber er genügt nicht. Er muss von einer soliden christlichen Formung begleitet sein, die dem Lehramt der Kirche treu ist, die sich auf ein Leben des Gebetes, auf das Hören des Wortes Gottes, auf die würdige Annahme der Sakramente, besonders der Buße und der Eucharistie stützt.“

Wir hatten den Eucharistischen Kongress in Köln mit dem Wort des heiligen Petrus: „Herr, zu wem sollen wir gehen? Nur du hast Worte des ewigen Lebens“. In Köln wurde in den Katechesen über die Eucharistie, das zentrale Sakrament der Kirche und Herzmitte unseres Glaubens, reflektiert. Der Eucharistische Kongress gab Gelegenheit, sich in die Tiefen des Glaubens zu versenken. Es liegt auf der Hand, dass sich hier die Geister, wie damals als sich die Scharen von Jesus abwandten, scheiden.

Der Eucharistische Kongress war nicht „Meisners Abschiedsparty“. Er hat Menschen erreicht und „Gott braucht“, so

der Kardinal, „Arbeiter, Ingenieure, Ärzte, um sich in die Frucht ihrer Arbeit vergegenwärtigen zu können“.

Der Kongress wurde auch mit den Katholikentagen verglichen: „Der Kongress wird als gelungenes Fest des Glaubens und überzeugende Alternative zum Katholikentag in Erinnerung bleiben“ (Tagespost, 11.06.13). Gewiss wurden auf dem Eucharistischen Kongress gesellschaftspolitische Fragen angesprochen. Aber die Katholikentage wurden einmal ins Leben gerufen, um die Anliegen der Katholiken in Gesellschaft und Politik machtvoll zu Gehör zu bringen. Es geht dort um den Weltauftrag der Katholiken, um Ehe und Familie, den Schutz des Lebens, soziale Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung.

Zur religiösen Erneuerung wird auch der Kongress „Freude am Glauben“ in Augsburg beitragen. Dabei geht es auch darum, das Bewusstsein zurück zu gewinnen, dass eine Wende möglich ist. Ein Beispiel dafür: Als Petrus Canisius 1555 zum ersten Mal nach Augsburg kam, hatten sich neun Zehntel vom katholischen Glauben abgewandt. Petrus Canisius wurde 1559 neben seinen vielen anderen Aufgaben zum Domprediger ernannt. Er hatte diesen Dienst bis 1566 inne. In dieser Zeit verkündete er über 600 (!) Mal das Wort Gottes. Die religiöse Unwissenheit war damals wie heute eine wesentliche Ursache der Kirchenkrise. Als Petrus Canisius 1566 Augsburg verließ, war die Stadt wieder mehrheitlich katholisch geworden. Eine religiöse Erneuerung ist auch heute möglich, nicht mit Methoden der Unternehmensberatung, sondern durch Rückkehr zum Evangelium Jesu Christi!



Mit den
besten Wünschen
aus Kaufering
Ihr Hubert Gindert

Lumen Fidei – Licht des Glaubens

Ein erster Blick auf die neue Enzyklika

Die erste Enzyklika von Papst Franziskus ist, wie er selbst mitteilt (7) und Diktion und Argumentationsweise bestätigen, zum großen Teil von seinem Vorgänger, Papst Benedikt XVI., fertiggestellt worden. Diese Enzyklika rundet somit die beiden bisherigen Enzykliken über die Liebe und über die Hoffnung von Papst Benedikt XVI. ab und fügt sich bestens ein in das Jahr des Glaubens. Nur einige von den 60 Nummern dieses Schreibens scheinen von Franziskus zu stammen. Wir Katholiken dürfen dankbar sein, dass „beide Päpste“ so gut harmonieren und keine Rivalität aufkommt.

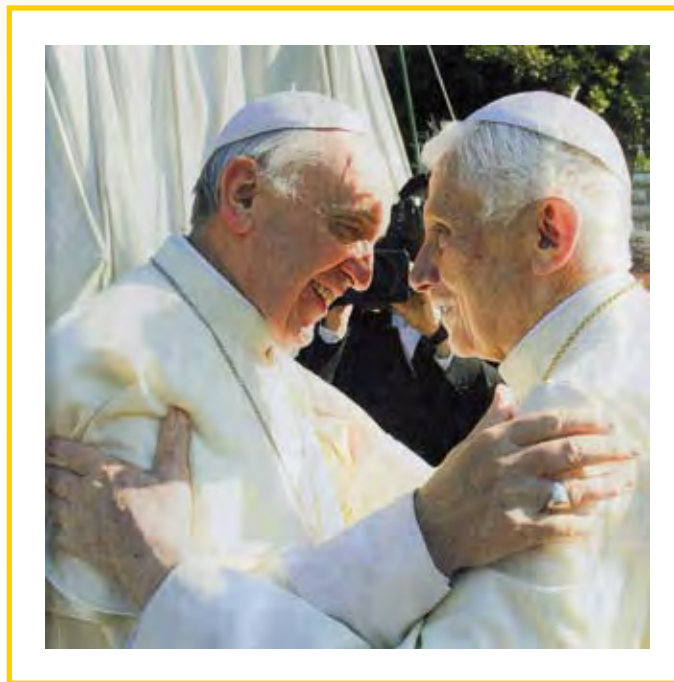
Der Glaube, der für manche nur Last oder Pflicht ist, wird positiv als etwas Lichtvolles vorgestellt, wie auch Jesus sich als Licht der Welt bezeichnet, so dass der Glaubende nicht in der Finsternis bleibt. Auch die Antike äußerte im Kult des Sonnengottes ein Gespür für die Schönheit des Lichtes, aber, wie schon der Märtyrer Justin sagte, für den Glauben an die Sonne kann man nicht sterben. Wer glaubt, sieht sein ganzes Leben vom Auferstandenen her (1).

Dieses Licht des Glaubens wurde in der Neuzeit der Unselbständigkeit verdächtigt. Das Abenteuer „der Unsicherheit“ sei zu wagen (2). Der Glaube habe höchstens dort noch ein Recht, wo die Vernunft nicht mehr hindringen kann. Glaube wird mehr zum blinden Gefühl. Doch wurde erkannt, dass die Vernunft den Menschen letztlich im Dunkeln lässt und das „große Licht“ (3) fehlt, so dass der Mensch richtungslos im

Kreis geht. Das große Licht des den Tod überwindenden Glaubens muss durch die Gnade Christi und das Wirken des Heiligen Geistes wiederentdeckt werden (4,5).

Der Glaubensweg wird mit Abraham eröffnet. Glaube ist die Antwort

Liebe, die sich dem Tod nicht entzogen hat, ... kann man glauben“ ...; sie „ist über jeden Verdacht erhaben und erlaubt uns, uns Christus voll anzuvertrauen“ (16). Der Tod Christi offenbart die völlige Verlässlichkeit der Liebe Gottes im Licht seiner Auferstehung.



auf eine persönliche Anrede Gottes. Der Mensch ist gläubig, wenn er dem verheißenden Gott glaubt (8-10). In Israel leuchtet das Licht Gottes durch das Gedächtnis der Taten Gottes, die von Generation zu Generation in Erinnerung gehalten werden. Im Götzendienst bricht Israel die versprochene Treue und „verliert sich“; erfährt aber immer wieder die barmherzige Liebe Gottes (12). Die Linien des Alten Testaments laufen in Christus zusammen. In „Christus versichert uns Gott seine Liebe und zwar in seinem Kreuzestod, seine unerschütterliche Liebe, die sich im Leiden und Sterben und in der Auferstehung vollends offenbart hat“ (17). „An diese

Gott ist dem Menschen in der Inkarnation auf menschliche Weise nahegekommen, so dass wir glauben, dass wahr ist, was Jesus sagt, dass wir „ihm glauben“ und „an ihn glauben“, wenn wir ihn persönlich in unser Leben aufnehmen und ihm folgen (18). Wir werden durch das Geschenk des Glaubens neue Schöpfung, Kind Gottes und heil. Wer sich dieser Gabe öffnet, wird verwandelt und fruchtbar, während der Mensch ohne ihn scheitert (19). In der Liebe empfängt der Mensch die Sichtweise Jesu, die uns weitet und verwandelt auf den Vater und den Nächsten hin. So erhält der Glaube, der keine Privatsache ist, eine kirchliche Gestalt.

Die Wahrheit des Glaubens

Der Glaube ist kein Märchen oder reines Gefühl und braucht deshalb Wahrheit in der Frage nach dem Ursprung von allem und dem Ziel des gemeinsamen Weges (25). Die dem Glauben eigene Art der Erkenntnis muss mit der Liebe verbunden sein; nur dann schenkt sie neue Augen, die Wirklichkeit zu sehen. Die Liebe ist eine Quelle der Erkenntnis. Diese Liebe darf aber nicht mit dem unbeständigen Gefühl verwechselt wer-

den, das keine Wahrheit kennt. „Die wahre Liebe vereint alle Elemente unserer Person und wird zu einem neuen Licht auf ein großes und erfülltes Leben hin“ (27). Wahrheit und Liebe gehören zusammen, denn ohne Liebe wird die Wahrheit kalt und unpersönlich und ohne Wahrheit kann die Liebe keine Bindung geben. Der Glaube umfasst so nicht nur den Weg des Einzelnen, sondern auch die Geschichte eines Volkes und der ganzen Welt, von ihrem Ursprung bis zum Ende (28), und dieser Glaube wird durch das vertiefte Sehen und Hören des menschengewordenen Sohnes bewirkt (30). Er kann mit dem Herzen berührt werden (31).

Glaube und Vernunft

Die Inhalte bzw. Wahrheiten des Glaubens werden in der Enzyklika weniger angesprochen, wohl aber der Dialog zwischen Glaube und Vernunft (32). Heute wird die Wahrheit, so der Papst, oft „auf subjektive Authentizität“ verkürzt oder auf persönliche Wahrhaftigkeit. Allgemeine Wahrheiten wurden als Kennzeichen der Totalitarismen erlebt und abgelehnt. Die Wahrheit der Liebe jedoch setzen sich nicht mit Gewalt durch, sie kann das Herz erreichen. Das Licht des Glaubens lässt in der sichtbaren Welt die Wege der Harmonie und des immer umfassenderen Verstehens erkennen. Das Licht des Glaubens an Jesus erhellt ferner den Weg aller, die Gott aufrichtigen Herzens suchen. Christus kann den Weg eines jeden Menschen zu Gott erleuchten und verstehen lassen (35). Das Licht des Glaubens erleuchtet nicht nur den gottsuchenden Menschen, sondern auch die Theologie, die das Wort, das Gott über sich selbst sagt, tiefer zu verstehen sucht. Sie teilt ferner die kirchliche Gestalt des Glaubens: „Ihr Licht ist das Licht des glaubenden Subjekts der Kirche“ (36). Sie betrachtet das Lehramt nicht als „Grenze ihrer Freiheit“, sondern als Sicherung des Kontakts mit dem Ursprung.

Die Weitergabe des Glaubens

Dann thematisierte die Enzyklika die „gerade heute so wichtige Weitergabe des Glaubens“: Der Mensch ist kein vereinzelt Wesen, sondern lebt in Beziehung zu Eltern in der Familie und über die Sprache zur Umwelt und Vergangenheit. So hat er Teil an einem größeren Gedächtnis. Ähnlich hat der Glaube durch das Gedächtnis der Mutter Kirche und durch das Wirken des Heiligen Geistes, „der euch an alles erinnern wird“ (Joh 14,26) eine Gleichzeitigkeit mit Jesus und kann ihm begegnen (38), nicht in einer isolierten Beziehung des autonomen Ichs und des göttlichen Du, sondern in der kirchlichen Gemeinschaft des Wir (39). Diese Ausführungen sind schwierig, gehören aber zum Schönsten der ganzen Enzyklika.

be (Eltern, Paten) und Glauben der Kirche. Die Liturgie erinnert an das Heute der Heilsgeheimnisse. Zum Gedächtnis gehören ferner das Glaubensbekenntnis, das die innergöttliche Liebe und die Geschichte des Menschen umfasst, Gebet und der Dekalog. Somit gehören alle Glaubens Themen des Katholischen Katechismus zu dem weiterzugebenden Glaubensgut (46).

Die Einheit des Glaubens besagt die Einheit der Kirche in Zeit und Raum. Gibt es auch die Einheit der Menschen in der Wahrheit? Die Freiheit des Denkens und die Autonomie des Subjekts scheinen dagegen zu sprechen. Die wirkliche Liebe aber fordert die gemeinsame Sicht der Wahrheit. Papst Leo I. schreibt: Wenn der Glaube nicht eins ist, ist er kein Glaube. Die Einheit gründet in der Einheit Gottes, in der Einzig-

keit des Herrn, in der Einheit der Kirche, die nicht zerfällt in einen Glauben der Einfachen und der Vollkommenen, und in der Einheit des Geistes. Der Glaube muss unversehrt, d.h. alle Aspekte umfassend und rein, weitergegeben werden. Der Einheit im Glauben dient auch die Apostolische Sukzession, die die Verbindung mit dem Ursprung garantiert (49).

Das Licht des Glaubens führt zu einer Dynamik der Liebe, die Mann und Frau zu einer dauerhaften Bindung zusammenführt und die Zeugung der Kinder als Teilnahme an der Schöpferliebe Gottes erfassen lässt. Dieses Licht schafft brüderlichen Bezug auf den gemeinsamen Vater, bietet die Möglichkeit der Vergebung, gibt Kraft im

Leiden und in der Hoffnung. „Lassen wir uns nicht die Hoffnung stehlen“, mahnt der Papst (57).

Die Enzyklika schließt mit einem Blick auf die Ikone des Glaubens, die selig gepriesen wird, weil sie geglaubt hat und die Frucht gebracht hat. „Hilf, o Mutter unserem Glauben.“ □



ENZYKLIKA LUMEN FIDEI

VON PAPST FRANZISKUS
AN DIE BISCHÖFE
AN DIE PRIESTER UND DIAKONE
AN DIE GOTTGEWEIHTEN PERSONEN
UND AN ALLE CHRISTGLÄUBIGEN
ÜBER DEN Glauben

In den Sakramenten, die den ganzen Menschen mit Leib und Geist erfassen, wird das Licht Gottes, der Glauben bezeugt, mitgeteilt und erlebt. Die Enzyklika verdeutlicht an Taufe und Eucharistie als Gedächtnishandlung und Vergegenwärtigung des Geheimnisses von Tod und Auferstehung den Zusammenhang von Taufgeschehen, Weiterga-

Der wahre Geist der Erneuerung

Die erneuerte Kirche folgt dem Heiligen Geist

Eine wirkliche Erneuerung der Kirche, die nicht stets dem Heiligen Geist hinterherhinkt, kann nur dann gelingen, wenn sich die Kirche wirklich dem Geist Christi öffnet und eine Erneuerung von ihm her zulässt.

In einer Predigt zum 86. Geburtstag seines Amtsvorgängers sprach Papst Franziskus am 16. April 2013 verheißungsvolle Worte über notwendige Änderungen in der Kirche: „Haben wir alles getan, was uns der Heilige Geist beim Konzil gesagt hat? In jener Kontinuität des Wachstums der Kirche, die das Konzil gewesen ist? – Nein. Wir feiern diesen Jahrestag, wir setzen ein Denkmal, aber es darf uns ja nicht stören. Wir wollen keine Änderung. Mehr noch: Es gibt Stimmen, die rückwärts gehen wollen. Das heißt halsstarrig sein, das heißt, den Heiligen Geist zähmen wollen, das heißt, töricht und langsamen Herzens werden.“ – Über diese und viele andere Worte des Heiligen Vaters, über seine Gesten und symbolischen Entscheidungen, die auch Veränderungen für die Kirche von Rom und die Weltkirche bedeuten, ist seitdem viel diskutiert worden. Wie soll man Veränderungen und „Reformen“ in der katholischen Kirche bewerten? Sorgsam wird das Verhalten des Papstes beobachtet, um ihn, der bisher medial eher im Schatten stand, ein wenig besser zu verstehen.

„reaktionär“ sind der Kirche fremd. Sie denkt nicht in Lagern. Anders als einige Außenstehende vielleicht vermuten, ist die Kirche, der Leib Christi, keineswegs ein monolithischer Block, in dem alles klar von oben bis unten durchgeordnet ist – in der Hierarchie von Papst, Bischöfen, Priestern und Laien. In der Kirche herrscht eine gesunde Vielfalt. So gibt es durchaus Bischöfe, die ein wenig anders denken als der Papst, und Laien, die den Glauben aus einem anderen Blickwinkel betrachten als ihre Bischöfe – dies alles jeweils im gesunden Rahmen des gemeinsamen Glaubensgutes.

Ein missverstandenes Denken in ausschließlich hierarchischen Strukturen würde die fruchtbare und charismatische Vielheit und Vielfalt in der Kirche ausblenden. In der Kirche und in der Welt gibt es zwar eine einzige Wahrheit – das ist Christus selbst –, aber viele verschiedene – neue und gewachsene – Ausdrucksformen dieser einen Wahrheit – und viele verschiedene Wege, sich dieser einen Wahrheit zu nähern. Denken wir allein an die spirituelle und liturgische Vielfalt in der Kirche. Es gibt viele verschiedene legitime Ausdrucksformen von Liturgie, Gebet und Anbetung. Vergleichen wir et-



Ausgießung des Hl. Geistes, Westfälisch um 1370/80.
Wallraf-Richartz-Museum Köln

Die Kirche denkt nicht in Lagern

In einem früheren Artikel bin ich bereits einmal auf einige gebräuchliche Kampfbegriffe in der katholischen Kirche eingegangen: Selbst- und Fremdbezeichnungen wie „konservativ“, „progressiv“, „libe-

Vielfalt in Einheit

**Von Anfang an weist indes diese eine Kirche eine große Vielfalt auf. Diese rührt einerseits von der Unterschiedlichkeit der Gaben Gottes her, andererseits von der Vielfalt der sie empfangenden Menschen. In der Einheit des Gottesvolkes kommen die Verschiedenheiten der Völker und Kulturen zusammen. Unter den Gliedern der Kirche besteht eine Vielfalt von Gaben, Aufgaben, Lebensbedingungen und Lebensweisen; „in der kirchlichen Gemeinschaft gibt es zu Recht Teilkirchen, die über eigene Überlieferungen verfügen“ (LG 13). Der große Reichtum an Verschiedenheiten steht der Einheit der Kirche nicht entgegen, sondern die Sünde und ihre Folgen belasten und bedrohen diese Gabe der Einheit unablässig. Darum muss der hl. Petrus dazu ermahnen, „die Einheit des Geistes zu wahren durch das Band des Friedens“ (Eph 4,3).
KKK 814**

wa einmal eine Messfeier nach der außerordentlichen Form des römischen Ritus mit einer „modernen“ Jugendmesse in einer Großstadt, einer ostkirchlichen Liturgie, einem charismatischen Gottesdienst mit einer neuen geistlichen Gemeinschaft oder einer musik- und tanzuntermalten Sonntagsmesse in einem afrikanischen Dorf. Hier gibt es weder „richtig“ noch „falsch“, denn alles dies gehört zum „Katholischen“ dazu. Katholisch zu sein heißt „für alle“ da zu sein und beinhaltet daher naturgemäß eine legitime Vielfalt. Wer zu einer modernen Jugendmesse geht, ist also nicht gleich „liberal“ oder „hart an der Grenze“, sondern geht seinen eigenen Weg in der Kirche, der nicht Frucht des Relativismus, sondern der eigenen Berufung ist.

Diese Vielfalt der Ausdrucksformen in der einen Kirche gründet schließlich darin, dass die Kirche sowohl Leib Christi, Volk Gottes als auch Tempel des Heiligen Geistes ist. Sie ist kein von oben bis unten durchorganisierter Konzern, kein monarchischer Staat mit klaren Machtstrukturen, einem König, einem Hof und einem mehr oder weniger bedeutungslosen Volk. Die Kirche ist allerdings auch keine Gemeinschaft, die sich „einfach so“ als Freundschaftskreis gegründet hat und in der es keine Ordnung gäbe. Die Kirche kann einerseits nicht ohne Vielheit und Vielfalt sein, weil sie nur so jeden einzelnen Menschen in seiner Indi-

vidualität, in seiner persönlichen Berufung und Veranlagung zu Christus führen kann. Sie kann andererseits aber auch nicht ohne ihre innere Einheit sein, weil sie nur so als Leib Christi auf ihren einen Herrn hinweisen kann und nur so den Willen ihres Erlösers verwirklicht. Es gibt nur einen Christus, einen Glauben, eine Wahrheit – und so auch nur eine Kirche, die jeweils in ihren Hirten bis hin zum Papst sichtbar und sakramental geeint ist.

Die Kirche muss die Zeichen der Zeit erkennen und verstehen lernen

Ohne ihre Vielfältigkeit wäre die Kirche im Laufe der Zeiten nicht fähig gewesen, nach den Zeichen der Zeit zu forschen und sie im Lichte des Evangeliums zu deuten (vgl. II. Vatikanisches Konzil, Gaudium et Spes 4). Das Unvermögen, die Welt, in der wir leben, zu verstehen und daraus Konsequenzen zu ziehen, nennt Papst Franziskus in seiner oben zitierten Predigt die Halsstarrigkeit der Menschen. Der Mensch muss sich stets führen lassen vom Heiligen Geist, der das Volk Gottes stets erneuern und zurück auf den Pfad Christi führen möchte – aber jeweils im Hier und Jetzt. So waren die Erneuerungsbewegungen im Vorfeld des Zweiten Vatikanischen Konzils letztlich Frucht des Heiligen Geis-

tes in einer Zeit, die das allgemeine Priestertum aller Gläubigen neu entdeckt hat.

Ohne Kontinuität und Klarheit könnte die Kirche aber genauso wenig überleben wie ohne eine wahre Erneuerung. Es ist nicht einfach egal, wie ich meinen Glauben lebe, ausdrücke und bekenne. In der Kirche muss es Regeln, Normen und Dogmen geben, damit der Glaube letztlich nicht zum Machwerk von Menschen wird, sondern Geschenk Gottes bleiben kann. Die Kirche ist schließlich nicht die Spielwiese von Menschen, die in unbegreiflicher Überheblichkeit für andere festlegen, an was sie glauben sollen. Der Glaube der Kirche gründet in der Selbstoffenbarung Gottes in Jesus Christus, die sich im Glauben der Apostel und in der Tradition der Kirche niedergeschlagen hat – und nicht im Willen von Menschen. So klar die Dogmen und Glaubenssätze der Kirche allerdings sind – es besteht immer wieder Spielraum, sich der einen Wahrheit von verschiedenen Seiten zu nähern. So stellt das vierte Laterankonzil (1215) vor fast 800 Jahren fest: „Zwischen Schöpfer und Schöpfung besteht keine so große Ähnlichkeit, dass nicht immer eine größere Unähnlichkeit festgestellt werden müsste.“ Mit unserer menschlichen Sprache, die die Grundlage für die Weitergabe des Glaubens ist, können wir uns Gott also immer nur ansatzweise und nach Menschenweise nähern. Und darum ist in der Kirche auch vieles so doppeldeutig und schließlich interpretationsbedürftig.

Die Kirche ist Abbild des dreifaltig-einen Gottes

Vielfalt und Einheit der Kirche haben letztlich eine theologische Begründung. Sie gründen darin, dass die Kirche kein Club nach Menschenwillen ist, sondern Abbild des dreifaltig-einen Gottes. Genauso wie Gott einer in drei Personen ist, ist auch die Kirche eins in den vielen. Einheit und Vielheit befruchten und bereichern sich gegenseitig, wie das Geheimnis der Trinität zeigt. Vater, Sohn und Heiliger Geist stehen nicht „nebeneinander“, „übereinander“ oder „untereinander“. Sie leben in dialogischer und sich durchdringen-

der Liebe, die niemals die Andersartigkeit und Individualität des anderen leugnet, sondern das Anders-Sein des Gegenübers gerade in der verbindenden Einheit und Wesensgleichheit wertschätzt. Genauso gibt es in der Kirche verschiedene Berufungen, unterschiedliche Gnadengaben, verschiedene Strömungen und Ansichten. Eine solche Vielfältigkeit in der Kirche kann manchmal für eine innere Erneuerung auch ganz hilfreich sein. Eine wirkliche Erneuerung der Kirche, die nicht stets dem Heiligen Geist hinterherhinkt, kann allerdings nur dann gelingen, wenn sich die Kirche wirklich dem Geist Christi öffnet und eine Erneuerung von ihm her zulässt.



Die Erneuerung der Kirche muss von innen kommen

Erneuerung wird gerne mit Anpassung, Angleichung und „Modernisierung“ verwechselt. Gemäß der Haltung des Mainstream müsste Erneuerung dann bedeuten: Positio-

nen und Traditionen, die heute nicht mehr konsensfähig sind, abzustreifen, möglichst die Angleichung an die Welt und an die „Durchschnittsmeinung“ zu suchen und jede Provokanz und Anstößigkeit abzulegen. Eine solche Erneuerung „von der Welt her“ wäre in der Tat das, was Papst Benedikt XVI. und Papst Franziskus als Verweltlichung angeprangert haben. Es geht keineswegs darum, die Augen vor der Welt zu verschließen und sich in Weltflucht zu üben. Wahre Erneuerung kann allerdings nur dann gelingen, wenn sie Maß nimmt an Jesus Christus und seiner frohen Botschaft, und nicht an der Welt.

In der Kirche Christi herrscht in dieser Hinsicht durchaus noch großer Reform- und Rückbesinnungsbedarf: Die Kirche muss sich immer wieder auf ihre „Kernkompetenz“ zurückbesinnen. Sie muss neu lernen, wie sie in einer Mediengesellschaft ihre Botschaft richtig zu vermitteln und Menschen zu erreichen vermag. Sie muss sich immer wieder zu einem klaren Bild ihrer selbst durchringen – als Volk Gottes, Leib Christi und Tempel des Heiligen Geistes.

Dies erfordert regelmäßig Nach- und Neujustierungen sowie radikale Veränderungen – jeweils unter der Prämisse, dass nicht Menschen die Kirche verändern, sondern sich die Kirche von Christus selbst her verändern lässt. Manchmal unterschätzen wir die Bedeutung dieser Erneuerung und meinen: Es kann doch eigentlich alles so bleiben, wie wir es gewohnt sind. Das wäre weit gefehlt. Richtig verstanden wird der „Konservative“ immer auch ein „Progressiver“ sein, weil er nur so – durch den Blick in die Zukunft – auch das bewahren kann, was in der Vergangenheit war.

Hören wir zum Schluss noch einmal auf Papst Franziskus: „Lasst uns dem Heiligen Geist nicht mit Widerstand begegnen. Das ist die Gnade, die wir alle heute vom Herrn erbitten sollen: die Fügsamkeit gegenüber dem Heiligen Geist; jenem Geist, der zu uns kommt und uns auf dem Weg der Heiligkeit fortschreiten lässt, jener so schönen Heiligkeit der Kirche.“ □

Erstpublikation des Artikels in kath.net



Katholisches Wort in die Zeit

DER FELS

www.der-fels.de

Liebe Leser!

Wir bitten dringend um Spenden für den Fels

Unsere Zeit braucht ein klares Wort der Orientierung und Ermutigung im Glauben – das katholische Wort.

Unterstützen Sie uns weiter, damit wir unser Bemühen mit dem FELS fortsetzen können.

Recht herzlichen Dank

Ihre Fels-Redaktion

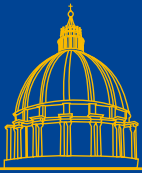
Fels-Verein e.V., Auslieferung, Postfach 11 16, 86912 Kaufering
DPAG, Postvertriebsstück, Entgelt bezahlt, 04215

XXXXXXX

Bitte Beziehernummer des „FELS“ (ist auf dem Adressticket) bei der Überweisung angeben

Frau Mustermann
Musterstraße 1
12345 Musterstadt

Konto Fels e.V., Landsberg-Ammersee Bank eG, KontoNr.: 514 75 22, BLZ: 700 916 00
Weitere Banken siehe Impressum Seite 223



Bischof Gregor Maria Hanke OSB:

Was erwartet die Kirche von den Laien?



Mons. Gregor Maria Hanke OSB, Bischof von Eichstätt, auf dem Kongress „Freude am Glauben“ am 15. September 2012 in Aschaffenburg

Am 11. Oktober 2012 beginnt das von Papst Benedikt ausgerufenen „Jahr des Glaubens“. Der Heilige Vater hat den Beginn (ich möchte dieses Jahr als „Große Exerzitien“ bezeichnen) dieser „Großen Exerzitien“ für uns alle auf den 50. Jahrestag der Eröffnung des Zweiten Vatikanischen Konzils gelegt und uns eingeladen, im Jahr des Glaubens die Texte des Konzils zu studieren und zu betrachten. Ich möchte sie heute über dieses Thema mit auf den Weg nehmen, entlang einer Reihe von Texten und Gedanken dieses Konzils.

Was die Kirche von den Laien erwartet? Der Titel mag in den Ohren nicht weniger Zeitgenossen provoka-

tiv klingen. Da verbindet sich rasch die Vorstellung von oben und unten mit solch einem Thema, von Befehlsgebern und Befehlsempfängern. Und möchte man da heute nicht dagegenhalten, dass auch die Laien etwas von der Kirche erwarten dürfen? Gerade in unseren Zeiten werden viele Erwartungen an die Kirche formuliert: Sie müsse sich verändern, Positionen überdenken usw. Und schon befinden wir uns in einem Gegenüber, vielleicht in einem Widerstreit oder gar in politischem Denken und Handeln.

Ein solches Sichgegenüberstehen mag für die politische Willensbildung passend sein, da haben wir Regierung und Opposition. Widerstreit mag in der Sozialgestalt der Kirche und den dazugehörigen Menschlichkeiten durchaus auch seinen Platz haben. Die Kirche in ihrem innersten Wesen allerdings ist keine bloß soziale Größe, denn Christus kam nicht, um die Kirche als geistlichen Wohlfahrtsverein zu begründen.

Wenn also die Rede von der Erwartung der Kirche ist, muss unser Blick zunächst auf ihre innere Wirklichkeit gehen, die sie von Christus her hat. Das Zweite Vatikanum hat in der Konstitution über die Kirche *Lumen gentium* viel dazu gesagt. Gleich im ersten Kapitel dieser Kirchenkonstitution hebt das Konzil an, die Kirche sei

„ja in Christus gleichsam das Sakrament, das heißt, Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott, wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (LG I, 1).

Die Kirche: Zeichen und Instrument für die Vereinigung mit Gott und die Einheit der ganzen Menschheit

Kirche will also den Menschen in die Intimität mit Gott führen, in die tiefe Einheit mit ihm. Aus der Gemeinschaft mit Gott wird dann der glaubende Mensch befähigt für die zwischenmenschliche Einheit und Gemeinschaft. Kirche eint also, stiftet Gemeinschaft, die in der irdischen Wirklichkeit so nicht gegeben ist. Kirche erweitert das Leben des Menschen hinein in die Wirklichkeit Gottes und befähigt zu einem Miteinander der Menschen, das aus sich selbst so nicht machbar wäre, weil es nicht auf bloßem Konsens oder menschlichem Verstehen beruht. Wenn wir hier von Kirche sprechen, dann von dieser inneren Wirklichkeit, die Gemeinschaft mit Gott und untereinander ermöglicht und bewirkt.

Das Konzil sieht also die Kirche als Instrument der Einheit, der Intimität des Menschen mit Gott. Und nach einem heilsgeschichtlichen Abriss über das Wirken, über die kirchenstiftenden Akte Christi, vor allem über sein erlösendes Todesleiden, über die Auferstehung und Geistsendung, geht die Kirchenkonstitution (vgl. LG I, 7) dazu über, die Kirche im neutestamentlichen Bild vom Leib und seinem Haupt, das Christus ist, zu beschreiben. Und dieses Bild vom „Leib“ weist wiederum auf die tiefe Einheit hin, der zu dienen die Kirche berufen ist.

Das Thema „Was erwartet die Kirche von den Laien?“ ist also vor diesem Horizont so zu lesen: Was verlangt Gemeinschaft mit Gott? Was



Wie kommt der Laie zur tiefen Vereinigung mit Gott?

verlangt die tiefe Einheit mit Gott, die Intimität mit Gott vom gläubigen Laien?

Die Kirche ist geistgewirkter Leib Christi. Damit ist die Kirche nicht geprägt von Gleichheit oder gar Gleichmacherei, das widerspräche dem Bild vom Leib mit den vielen unterschiedlichen Gliedern, die ja allesamt in einer innigen Beziehung zum Haupt und über das Haupt zueinander stehen. Wir haben es hier mit einer ganz eigenen, eben sakramentalen Qualität von Einheit zu tun, deren Instrumentarien nicht etwa Konsensfindung, Mehrheitsentscheidungen oder auch formaler Gehorsam sind. Vielmehr können die soeben genannten Aspekte Konsens, Mehrheit, Gehorsam nur die Folgen, die Manifestationen, der geistgewirkten Einheit sein, die vorgängig ist, auch wenn sie empirisch, also im konkreten Alltag, im konkreten christlichen Leben nicht immer voll erfahrbar ist. Einheit baut sich

nicht von den Gliedern her nach oben zum Haupt Christus auf.

Lumen gentium setzt daher ein mit der Einheit in der Person Christi selbst. Gottes Sohn hat in der mit sich geeinten menschlichen Natur, durch seinen Tod und seine Auferstehung den Tod besiegt und so den Menschen erlöst und ihn umgestaltet zu einem neuen Geschöpf. Von dieser Einheit in Christus erwächst Kraft seines Geistes die Einheit der Kirche und in der Kirche, indem er nämlich, so fährt das Konzil fort,

„seinen Geist mitteilte, hat er seine Brüder, die er aus allen Völkern zusammenrief, in geheimnisvoller Weise gleichsam zu seinem Leib gemacht“ (LG I, 7).

Die Betrachtung der Kirche als Vielfalt in der Einheit Christi greift das Konzil im zweiten Kapitel der Kirchenkonstitution in der Rede vom pilgernden Gottesvolk wiederum auf, dessen Haupt Christus jetzt im Him-

mel herrscht. Das Volk Gottes nimmt an den Ämtern Christi teil und wird so auf der Pilgerschaft durch die Geschichte und in der Welt Werkzeug der Erlösung, Licht der Welt, Salz der Erde. Und die Kirche ist das Mysterium der Einheit in Christus. In Christus sein, Gemeinschaft mit Gott zu erfahren und zu leben, das sind also wichtige Eckpunkte, wenn wir weiterkommen möchten in der Beantwortung der Frage, was denn die Kirche vom Laien erwartet. Die Erwartung, die Hoffnung der Kirche, die Sendung des Getauften können nicht an der Einheit mit Christus vorbeigedacht werden, nicht vorbeigedacht werden an dem, was Paulus mit „in Christus sein“ (mehrfach explizit oder implizit z. B. im Brief an die Philipper) bezeichnet.

Was erwartet also die Kirche vom Laien?

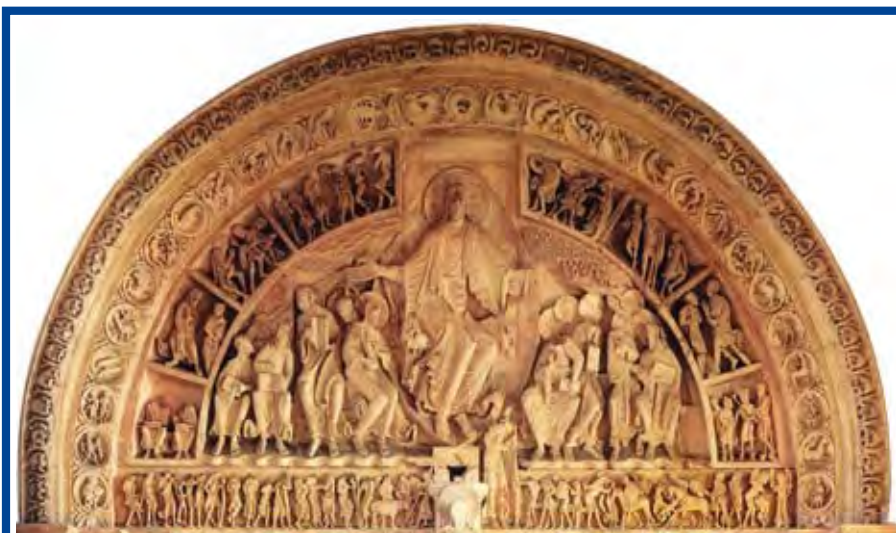
Ein erstes:

All unser Reden über Kirche und all unser Reden an die Kirche und all unser Handeln als Kirche in die Welt hinein wird erst fruchtbar, wenn es aus gelebter Einheit in der Kirche, als Leib Christi geschieht. Niemals im Gegenüber zur Kirche. Das ist ein Kriterium, das uns immer behilflich sein mag bei der Unterscheidung der Geister in der Vielfalt der Worte und Reden, die wir immer wieder hören. Die Einheit in der Kirche als Leib Christi, als Kriterium!

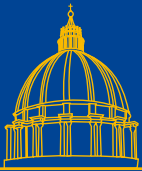
Sendung und somit wirksames Handeln als Kirche in die Welt hinein erfüllt sich erst aus der Einheit des Leibes Christi. Aus der Intimität. Unser Handeln in die Welt hinein braucht die Intimität mit Christus als Innenseite. Aktivität und christliche Rede in die Welt hinein ist nur fruchtbar, wenn sie vorgängig dem Ausbau und Aufbau der Kirche entstammen. So hat das einmal der große Theologe Hans Urs von Balthasar (1905-1988) ausgedrückt.

Von der Einheit in Christus erwächst die Einheit der Kirche

Ein Kriterium zur Unterscheidung der Geister



Auf dem mittleren Tympanon der Vorhalle von Vezelay (Burgund, 1125-30): Jesus Christus sendet den Heiligen Geist auf die Apostel, damit sie allen Völkern (dargestellt auf dem Türsturz) zu allen Zeiten (symbolisiert durch Tierkreiszeichen und Monatsarbeiten auf Türsturz und -rahmen) das Evangelium verkünden. „Indem er seinen Geist mitteilte, hat er seine Brüder, die er aus allen Völkern zusammenrief, in geheimnisvoller Weise gleichsam zu seinem Leib gemacht.“ (*Lumen gentium* I,7).



Nunmehr gilt es nach dem inneren Wesen der Einheit zu fragen. Unsere moderne Vorstellung von Einheit beruht ja auf Konsensfindung, auf Kompromiss, auf Mehrheitsentscheidung

Die Einheit der Kirche gründet in den Gaben des Stifters

oder im zwischenmenschlichen Bereich auf Sympathie. Mit soziologischen, psychologischen oder sonstigen Kategorien werde ich mich allerdings dem Wesen der Einheit nicht nähern können, die Christus in seiner Kirche will. Die Einheit im Leib Christi, die ja Raum und Zeit übersteigt und über die empirisch erfahrbare Gegenwart jeweils hinaus reicht, weshalb wir zum Beispiel in der Liturgie und im Gebet für die Verstorbenen beten können, weshalb wir uns bei der Messe mit der himmlischen Liturgie jeweils vereinen. Die Einheit gründet in den Gaben des Stifters, mit denen die Kirche ausgestattet ist, so drückt es *Lumen gentium* aus (LG 5). Die einende Gabe schlechthin ist der Heilige Geist. *Lumen gentium* sagt hier (LG 7):

Warum bin ich Glied der Kirche?

„Derselbe Geist eint durch sich und seine Kraft, wie durch die innere Verbindung der Glieder den Leib. Er bringt die Kirche, er bringt die Liebe der Gläubigen untereinander hervor und treibt sie an“.

Der Geist, der Geist Christi, gegeben vom Kreuz von der offenen Seite, ist also der Geist der Einheit, der Früchte der Liebe hervorbringt. Der Konzilstext führt weiter aus: „Dass durch die geistgewirkte Liebe erst Mitleiden und Mitfreuen der Glieder untereinander ermöglicht wird“.

Wir betonen so stark die horizontale Ebene christlicher Solidarität: das ist auch wichtig, denn es wird zwar viel geleistet, aber ohne die Vertikale, ohne die Geistdimension, drohen wir schließlich im bloßen Aktionismus zu erstarren.

Diese einende, von Heiligen Geist geschenkte Kraft der Liebe ist die

Liebe Christi selbst, wie sie am Kreuz offenbar wurde. Sie durchlitt alles und erhält die Einheit des Leibes in seiner Vielfalt. Kirche sein, an der Erlösung Christi teilhaftig zu werden heißt also, in die Liebesberufung des Gekreuzigten und Auferstandenen einzugehen. Warum bin ich Glied der Kirche? Nicht, dass ich mich zunächst einmal ändere, so wichtig das ist, oder dass ich die Welt verändere, nicht, dass ich irgendetwas „Großes“ mache, sondern zunächst einmal: ich bin Glied der Kirche, um an der

Liebe kennt kein Müssen

Liebe Christi des Gekreuzigten und Auferstandenen teilzuhaben und aus dieser seiner Liebe zu leben und das Leben zu gestalten. Deshalb sagt Jesus schon vor seiner Kreuzigung, dass sich in der Gottes- und Nächstenliebe alle Gebote verdichten und Erfüllung finden.

Über die Bedeutung dieses Gedankens der Liebe als unserer eigentlichen und grundlegenden Berufung schreibt einmal Hans Urs von Balthasar:

„Sollte der Mensch von sich aus nicht instande sein, dieses Liebesgebot zu erfüllen, so wird Gott es nicht versäumen, ihm die Mittel dazu zu geben. Aber eines tut Gott nicht: er passt sein Hauptgebot nicht dem Unvermögen des Menschen an, denn er weiß, dass die Liebe alles erträgt; nur das eine nicht: dass man ihr Grenzen setzt! Gott und den Nächsten aus ganzer Seele zu lieben kann für die Liebe nie heißen, dass irgendeinmal das Maximum an Hingabe erreicht und die Liebe nun verteilt wäre.“

Wir haben im vorherigen Vortrag von den Märtyrern in der Zeit des Dritten Reiches gehört, ich meine, sie sind eine wahrhafte lebendige Exegese des von Hans Urs von Balthasar Geschriebenen.

Paulus legt uns im Ersten Korintherbrief (1 Kor 13) diese Theologie

vor: Die Liebe duldet alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie erträgt alles. Und Paulus sagt uns damit, dass reine Liebe kein Müssen kennt, sondern immer nur Dürfen ist. Derjenige der nicht liebt, dem mag der Weg zu Gott als gepflastert erscheinen mit kalten Pflichten und Vorschriften. Die Haltung dieser Liebe Christi ist getragen vom Geist des Dürfens und Wollens. Sie ergreift in Freiheit, was dem Nichtliebenden oft schwer oder unmöglich erscheint, und sie will es selbst so.

Liebe kennt kein Müssen, sondern ein Dürfen. Ich denke, wenn wir das einmal als Hintergrundfolie für unsere persönliche christliche Alltagserfahrung nehmen, dann haben wir so etwas wie einen Gradmesser für die Beziehung mit Christus und für die Intensität unseres Lebens in der Jüngerschaft.

Dieser Liebe dient das sakramentale Leben der Kirche. Ohne die sakramentale Vereinigung und Begegnung



Der hl. Maximilian Kolbe (1894-1941), Märtyrer der Hitlerzeit. „Gott ... weiß, dass die Liebe alles erträgt, nur das Eine nicht: dass man ihr Grenzen setzt!“ (H.U.von Balthasar)



mit Christus, ohne Gebet, bliebe das Liebesgebot bei Ethik oder Altruismus.

Was erwartet also die Kirche vom Laien?

- Zunächst habe ich versucht darzulegen, dass wir aus der gelebten Einheit in der Kirche als Leib Christi nicht im Gegenüberstand handeln und reden.

- Sodann, dass der Getaufte sich der inneren Kraft des Leibes Christi öffnet. Das ist unsere Berufung. Sich der vom Heiligen Geist gewirkten Liebe öffnen, der wir durch das sakramentale Leben der Kirche teilhaft werden und die durch die konkrete Weitergabe an die Brüder und Schwestern wiederum gestärkt wird.

Die eine Liebeskraft des Geistes und die vielen Glieder

Schauen wir nun die vom Heiligen Geist gewirkte Liebe als Grundberufung unseres Kircheseins mit der Vielfalt der Glieder im Leib Christi zusammen:

Die eine Liebeskraft des Geistes im Leib Christi, der die Kirche ist, bewirkt und eint die Vielfalt der Glieder in diesem Leibe Christi. Nicht Nivellierung ist das Kennzeichen von Liebe, von Liebeskraft des Geistes, sondern Differenzierung in Einheit. Gottes Liebeskraft ist also schöpferisch. Differenzierung und Einung zugleich. *Lumen gentium* (LG 7) lehrt:

Auch bei der Aufverbauung des Leibes Christi waltet die Verschiedenheit der Glieder und Aufgaben. Der eine Geist ist es, der seine vielfältigen Gaben gemäß seinem Reichtum und den Erfordernissen der Dienste zum Nutzen der Kirche austeilte“.

Das gestaltet sich so aus, dass unter den Gliedern des Gottesvolkes Verschiedenheit herrscht (LG 13),

„sei es in den Ämtern, da manche im Dienst zum Nutzen ihrer Brüder

wirken, sei es in den Standes- und in der Lebensordnung“.

Diese schöpferische Vielfalt in der Kirche durch den Heiligen Geist und die gleichzeitig einende Liebeskraft des Geistes finden wir am dichtesten ausgedrückt in der Rede des Konzils über die Teilhabe aller an einen Priestertum Jesu Christi in der Kirche. Die ganze Kirche lebt vom einen Priestertum Jesu Christi.

In *Lumen gentium* (LG 62) heißt es dazu: „Die Gutheit Gottes wird auf die Geschöpfe in verschiedener Weise wirklich ausgegossen“. So nehmen die Amtspriester einerseits und das gläubige Volk andererseits am Priestertum Christi in verschiedener Weise teil. Und an einer anderen Stelle:

Alle nehmen auf je besondere Weise an dem einen Priestertum Christi teil. Das gemeinsame Priestertum der Gläubigen und das Priestertum des Dienstes, d.h. das hierarchische Priestertum, unterscheiden sich zwar dem Wesen und nicht bloß dem Grade nach, sind aber dennoch einander zugeordnet.

Und dazu verleiht der Geist noch die unterschiedlichen Charismen. Wobei Charismen freies Geschenk

der Liebeskraft des Geistes sind und des Erkenntwerdens durch die Kirche bedürfen. Es handelt sich um Zuteilung des Gottesgeistes,

der in der Kirche wirksam ist und sie eint. Ich kann daher nicht einfordern von meiner Umgebung, dass mir ein Charisma zuerkannt wird: „Schau her, ich habe dieses Charisma, und du als Bischof oder du als Mitchrist, als Mitchristin, wer immer du auch bist, du hast das anzuerkennen!“ Das ist manchmal heute eine etwas abwegige Haltung, dass man „Charisma“ sozusagen als Eintrittskarte für Forderungen missbraucht. Theologisch-spirituell ist das nicht haltbar.

Forderungen unter Berufung auf „Charisma“?

Alle nehmen an dem einen Priestertum Christi teil – in je besonderer Weise

Nivellierung zerstört die Kirche

Diese Differenzierung in die Vielfalt des Leibes Christi, die Differenzierung des einen Priestertums Christi in die je besondere Weise der Teilhabe daran, ist kein göttliches Glasperlenspiel, sondern heilsnotwendig, wie das Konzil betont.

Denn vermöge der unterschiedlichen Dienstgaben leisten wir uns gegenseitig Dienst zum Heil. Nivellierung, liebe Schwestern und Brüder, Nivellierung macht Kirche kaputt. So hat das sakramentale Dienstamt gemäß

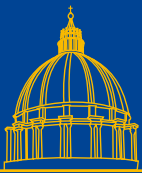
der Kirchenkonstitution das priesterliche Volk heranzubilden. Also wir leisten uns gegenseitig einen Dienst zum Heil. Das sakramentale Dienstamt hat unter an-

derem das priesterliche Volk heranzubilden und zu leiten, aber mit der Heranbildung ist nicht primär Glaubensunterricht oder nicht *nur* Glaubensunterricht gemeint, sondern vielmehr auch die Befähigung zur geistlichen Mündigkeit.

Ein Novize wird nicht ausgebildet, dass er unmündig bleibt, sondern dass er geistlich mündig wird. Ein Priesteramtskandidat muss studieren, damit er geistlich mündig wird. Das gilt für alle Getauften, das gilt auch für den Laien: wir

haben alle die Berufung, geistlich mündig zu werden. Aber im Sinne dessen, was Paulus den Korinthern im Ersten Korintherbrief (1 Kor 3, 17) schreibt: Dass er ihnen bei seinem geistlichen Dienst an der Gemeinde leider noch Milch zu trinken geben musste, wie kleinen Kindern, und noch nicht feste Speise reichen konnte, was für ihn wünschenswert gewesen wäre. „Und ich, Brüder“, so schreibt er, „konnte mit euch nicht reden, als mit geistlichen, sondern als mit fleischlichen Menschen, als mit kleinen Kindern in Christus.“

Geistliche Mündigkeit erwünscht



Ja, Paulus wünscht sich die geistliche Mündigkeit statt Infantilismus. Und geistlich unmündig ist der, der passiv ist, der passivisch sein Christsein zu leben versucht.

Wenn also der Leib Christi aus solcher Vielfalt lebt, die allesamt dem einen Ziel dient, der geistgewirkten Liebe zu dienen, stellt sich die Frage: Was erwartet die Kirche vom Laien im Blick auf die Antwort, dass er sich fragt und geistlich prüfen lässt, welche Berufung er hat? Wir müssen die Frage nach unserer Berufung stellen: Welche Berufung habe ich, um die Liebe Christi im Leib Christi der Kirche zu leben? Ein schönes Beispiel aus der Heiligenwelt ist dieses Ringen um die Berufung der kleinen Thérèse de Lisieux (1873-1897). Lesen Sie das nach. Und jeder und eine jede von uns hat eine Berufung.



Die hl. Theresia von Lisieux (1873-1897, Karmelitin, Kirchenlehrerin, Patronin der Missionen, der Karmelittinnen und von Frankreich (Foto von 1891). „Ein schönes Beispiel aus der Heiligenwelt ist das Ringen um die Berufung bei der kleinen Thérèse von Lisieux. Lesen Sie das nach.“ (Bischof Gr. M. Hanke; nachzulesen in ihren Aufzeichnungen „Geschichte einer Seele“)

Wir sind bei Gott keine Nummer, sondern Gott baut mit uns sein Haus. Und wenn ich meine Berufung nicht ergreife, wenn ich mich nicht mühe, meine Berufung zu erkennen und zu leben, dann hinterlasse ich eine Lücke. Ich bin nicht ersetzbar.

Taufe und Firmung sind Zusagen Gottes: Du hast eine Berufung! Die Berufung der Getauften und Gefirmten ist verankert in Christus, in seiner Sendung. Also sind wir nicht Dienstpersonal des himmlischen Vaters, der uns irgendwelche Aufträge schickt, nein, wir sind, und das ist der Sinn jeder christlichen Berufung, verankert in Christus, Teilhaber auf die eine oder andere Weise an seiner Sendung, an seinem Stand, so drückte es einmal ein Theologe aus. Und die Sendung Christi beinhaltet das Zugehen Gottes auf die Welt und das Emporheben der Welt zu Gott. Also wenn man heute manchmal die Nase rümpft, ob der Rede von der Weltsendung des Laien, dann, so glaube ich, hat man die tiefe Dramatik dessen nicht verstanden. Das ist nicht etwa eine Minderung nach dem Motto „Ihr seid das Außenpersonal, aber in der Zentrale da, bitteschön, bestimmen wir!“

Nein, das Wesen der Sendung Christi selbst ist das Zugehen, Hineingehen in die Welt, an der der Getaufte und der Gefirmte Anteil hat. Aber wenn der Getaufte und Gefirmte an dieser Weltsendung Christi selbst Anteil hat, dann darf er sich natürlich nicht von Christus entfernen, der sich ja selbst in der Welt auch nicht vom Vater entfernt hat. Er war in der Welt, aber eins mit dem Vater. Die Rede von der Zweiteilung des Christen, und da sind manchmal die Laien, die Getauften und Gefirmten auch ein wenig zu selbstmitleidig gegenüber Ordensleuten oder Priestern, etwa nach dem Motto: „Ja wir, wir können das ja nicht, wir leben in der Welt, wir müssen die Herausforderungen der Welt bestehen, ihr im

Orden ihr könnt das Christsein besser leben!“ Die Rede von der Zweiteilung des Christen in der Welt, weil er mit irdischen Dingen zu tun hat, die Gegenüberstellung von Weltchristentum und Ordenschristentum als der vollkommeneren, vielleicht

besseren Form, ist so nicht ganz korrekt und entspricht nicht dem Stand Christi, an dem wir alle teilhaben.

Die Ordenschristen haben natürlich konsequent und im Geiste der Vollkommenheit vorzuleben, was für alle gilt. Aber es gilt für alle: „Seid vollkommen, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist“ (Mt 5, 48). Es ist also nicht die Befindlichkeit, die geistliche, theologische Befindlichkeit, die den Weltchristen zweiteilt, sondern es ist die Versuchung, die Dinge der Welt höher zu schätzen, die in uns immer wieder die Zweiteilung bewirken kann. Und der Christ in der Welt wird, wenn er in Christus bleibt, sich nicht von Christus entfernen. Entsprechend dem Vorbild Christi, der in der Welt beim Vater blieb.

Liebe Schwestern und Brüder, Taufe und Firmung sind also Zusage Gottes: Du hast eine Berufung, und es gilt, diese Berufung im Leib Christi zu entdecken, anzunehmen. Das ist der mündige Christ, der seine Berufung vor Gott gefunden und im Gehorsam angenommen hat; und zwar im Wissen, dass jede Berufung in der Kirche immer Sendung für das Ganze ist. Wir dürfen vertrauen, jede Berufung erhält auch ihre Gnade, jede Sendung ist verbunden mit einer Gnadengabe.

Das Konzil kommt in der Konstitution *Gaudium et spes*, in der es um die Begegnung von Kirche und Welt geht, auf die vielfältigen Formen der Sendung der Getauften zu sprechen.

Teilhabe an der Sendung Christi: am Zugehen auf die Welt und am Emporheben der Welt zu Gott

In der Welt beim Vater bleiben – wie Jesus Christus



Was erwartet die Kirche von den Laien?

Verherrlichung Gottes durch das Alltagsleben

Da ist die Rede vom Zeugnis eines heiligen Lebens, das die Getauften und Gefirmten in der Welt geben sollen. Da ist die Rede vom Bekenntnis der Kirche zur Kraft der Liebe in der Welt, in der säkularen Welt, die durch die Getauften, die Gefirmten, durch die Laien vollzogen werden soll. Da ist die Warnung vor der Spaltung von Alltag und Glauben, ein ganz wichtiges Thema

auch für mich als Benediktiner. Den wunderbaren Satz des hl. Benedikt, mit dem die Benediktiner oft verbunden werden „*ut in omnibus glorificetur deus*“ – „*damit Gott in allem verherrlicht werde*“, diesen Satz hat der hl. Ignatius von Loyola dann – unter Bezug auf 1 Petr 4,11 – ein wenig dahingehend abgewandelt, dass Gott in allem verherrlicht werde („*omnia ad maiorem Dei gloriam*“).

In der Regula Benedicti findet sich ebenfalls ein Abschnitt über die

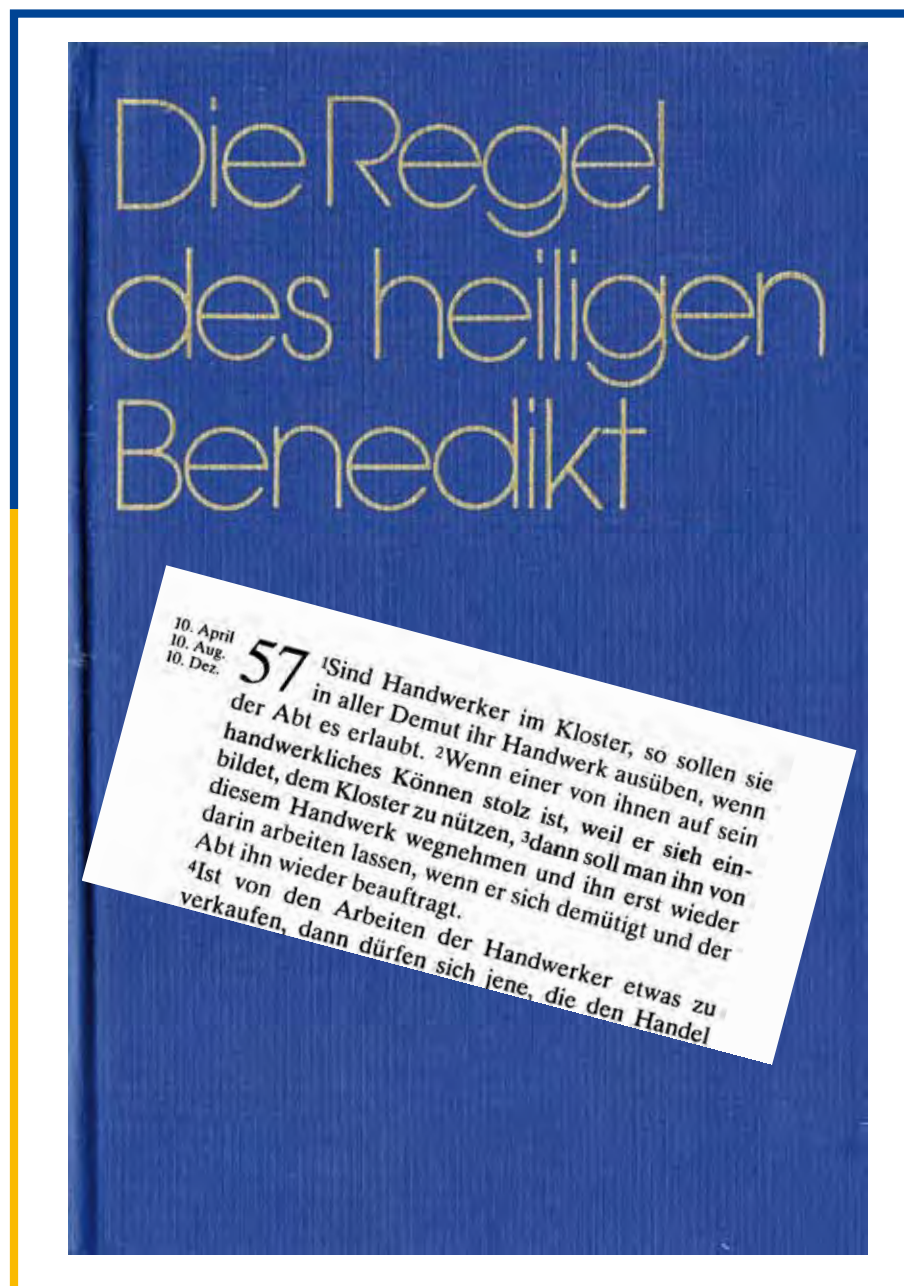
Handwerker im Kloster (RB 57), in dem es dem heiligen Ordensvater darum geht, Glaube und Alltag, Arbeit und Glauben, Privat und Glauben zusammenzubringen und dort unsere Berufung zu entdecken. Freilich gelten die Ausführungen für alle anderen Berufsstände und –gruppen ebenso.

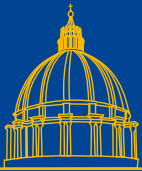
Gaudium et spes zählt zahlreiche Felder der Begegnung von Kirche und Welt auf sowie der Möglichkeiten und des Auftrages an die Laien, die Sendung im Hier und Heute im Dienst der Heiligung zu erfüllen. Ich lade Sie ein, im Jahr des Glaubens dort selbst einmal ein wenig nachzulesen!

Auftrag zur Weltgestaltung ...

Mir geht es nicht darum, die einzelnen Felder in knackige Aufrufe an Sie umzuformulieren, das denke ich, werden Sie, wenn Sie den Weg geistlicher Mündigkeit gehen wollen, selbst zustande bringen. Ich sehe mich eher für eine Stunde ein bisschen als ein „Novizenmeister“, dem es darum geht, geistlich verständlich zu machen, was es um diese Sendung in die Welt ist, was es heißt, Teilhabe am Stand Christi zu haben, der vom Vater in die Welt ausging.

Liebe Schwestern und Brüder, wir erinnern uns an den Schöpfungsbericht in der Genesis mit dem Auftrag der Weltgestaltung: Macht Euch die Erde untertan. Der Schöpfer gibt den Menschen den Auftrag, sich die Erde untertan zu machen. Ich will an dieser Stelle nicht auf die Details eingehen, hier wurde auch manchmal Schindluder mit dem Wort „sich untertan“ zu machen getrieben. Im Prinzip enthält die breite Semantik des Wortes auch den Auftrag – im weitesten Sinne – Kultur zu schaffen, die Welt, die Wildnis, das Chaos, ein Stück weit zu verwandeln und sich in Dienst nehmen zu lassen vom Schöpfer, an seinem Schöpfungswerk teilzuhaben ...





Dieser Auftrag erhält in Christus und durch Christus eine Vertiefung. Es geht nicht nur darum, sich die Erde untertan zu machen, sondern die Erde, die Welt zu verwandeln durch die Teilhabe am Sühne- und Kreuzesleiden Christi. In Christus sein heißt: wir haben Teil am priesterlichen Dienst Christi vom Kreuz her, und Weltdienst ist in dieser Spannung zu sehen und zu deuten. In Politik, Wirtschaft und Sozialem, in Familie und Freundeskreis gilt es also, dem Gesetz Christi zu folgen.

... und Teilhabe am Dienst Christi vom Kreuze her

Und dem Gesetz Christi zu folgen, das setzt voraus, den Akt des freien Gehorsams zur Kirche. Und dieser Akt des freien Gehorsams, man möchte es als modern denkender Mensch vielleicht gar nicht so glauben, dieser Akt ist Ausdruck der Autonomie des Menschen, also dass er wählen kann. Ich kann nur christlichen Gehorsam einbringen, wenn ich wählen kann. Das mutet uns der Herr zu: Ja wähle! Wähle das Leben! Zwei Wege lege ich dir vor. Wähle das Leben. Freier Gehorsam zur Kirche also als Ausdruck der Autonomie des Wählkönnens. Im Kontrast etwa zu den Zwängen der Gesellschaft, wo wir oft nur zwischen einem Zwang und dem anderen zu wählen vermögen. Die Zwänge der Gesellschaft, ich will sie nicht im Detail ansprechen, Konsumzwang, Meinungsdictatur, Mainstreaming, usw.

Im freien Gehorsam zur Kirche – gelöst aus den Zwängen der Welt

Ich habe von Feldern gesprochen, von der Weltsendung und von Feldern, in denen wir als Getaufte und

Gefirmte unsere Berufung ergreifen und ausüben können und ich habe Sie eingeladen, *Gaudium et spes* in diesem Kontext, unter diesem Vorzeichen einmal zu lesen. Der Theologe Hans Urs von Balthasar hat die Sendung des Laien, des Getauften, des Gefirmten in die Welt hinein in einige wenige Punkte zusammengefasst. Er hat sich nicht auf die einzelnen Details eingelassen, sondern er hat mehr prinzipiell gedacht.

Und er sagt: bei dieser Weltsendung geht es doch letztlich darum, geistige und materielle Güter der Welt der christlichen Liebe

dienstbar zu machen. Menschen in der Gottesferne den Raum der erlösenden Liebe Gottes zu eröffnen. Und vergessen wir nicht, dass dies oft vieler, vieler kleiner Schritte im Alltag bedarf.

Ich werde nicht müde, immer wieder zu werben für ein öffentlich verrichtetes Tischgebet in einem Lokal z.B. oder für ein ebenso öffentliches Einstehen zu Fragen des Glaubens, zu Überzeugungen aus dem Glauben im Freundeskreis, im Kreis der Arbeitskollegen und andernorts. Es geht also darum, geistige und materielle Güter der Welt der christlichen Liebe dienstbar zu machen. Das ist ein großer Strom.

Viele, viele kleine Schritte im Alltag

Ein zweiter wichtiger „Strom“ wäre darin zu sehen, Sexus und Eros auf die christliche Liebe hin durchsichtig zu machen. Das ist heute in einer übersexualisierten Welt besonders wichtig.

Nicht umsonst widmet sich *Gaudium et spes* eigens dem Thema: Ehe und Familie. Das Wort wird Fleisch. Es wird nicht nur Fleisch, sondern es will die

Kräfte des Fleisches in Dienst nehmen. Mann und Frau werden im Sakrament der Ehe ein Fleisch und damit Bild der Unauflöslichkeit, der



Der hl. Ignatius von Loyola (1491-1556), Gründer der Gesellschaft Jesu / Jesuiten (Gemälde von Giacomo del Conte, 1556). „In der Einheit mit Christus handeln und auch bei der Arbeit beschaulich bleiben: „in actione contemplativus“ – so drückten dies die ersten Jesuiten um den hl. Ignatius von Loyola aus.“ (Bischof Gr. M. Hanke)

Verbindung des Herrn mit seiner Kirche, für die er sich am Kreuz hingegeben hat. So ist auch besonders die christlich gelebte Ehe ein Leuchtzeichen der Kirche vor der Welt.

Liebe Brüder und Schwestern, soviel von dem so breiten Feld, meine Berufung zu erkennen. Ich habe, ein jeder von uns hat eine Berufung. Und diese Berufung in Freiheit zu ergreifen und zu vollziehen, bin ich eingeladen. Eine Berufung von Gott her. Aber diese Berufung werde ich nur ausüben können in der Einheit mit Christus! In der Einheit mit Christus handeln, und dabei auch bei der Arbeit beschaulich bleiben: „in actione contemplativus“, so drückten dies die ersten Jesuiten um den hl. Ignatius von Loyola aus. Im Handeln, im Einsatz aus der Kon-



templation, aus der inneren Einheit mit Christus heraus. Fehlt diese Einheit, ist diese Einheit nicht vorgängig, geraten wir in den Strudel des Aktivismus.

Was erwartet also die Kirche vom Laien? Dass er sich fragt und geistlich prüfen lässt, welche Berufung er hat. Wir haben viel gesprochen von der Sendung in die Welt, von der Sendung des getauften Christen. Wir haben viel gesprochen in den zurückliegenden Jahrzehnten – auch theologisch – vom gemeinsamen Priestertum Jesu Christi, von den unterschiedlichen Gnadengaben, usw. Wir haben leider einen Abschnitt in *Lumen gentium* nur sehr wenig berücksichtigt, der aber grundlegend ist, um unsere Berufung, um unsere Sendung erkennen und leben zu können, nämlich die Berufung zur Heiligkeit. Wenn Sie in die spirituelle Literatur der letzten 20 Jahre schauen, vielleicht in „Mainstreaming-Literatur“, werden Sie hier sehr wenig finden oder allenfalls stark psychologisch aufbereitet.

Die Berufung zur Heiligkeit ist unsere Grundlage, um unserer Sendung gerecht zu werden. Damit der Einsatz nicht in Aktionismus endet und die Sozialgestalt der Kirche, die zweifellos auch zu ihr gehört und die auch sakramental in Dienst genommen werden soll und will, aber damit diese Sozialgestalt nicht das Schwergewicht erhält, müssen wir dem Aufruf des Konzils folgen und die Berufung zur Heiligkeit ernst nehmen.

Richtig verstehen und ernstnehmen: Berufung zur Heiligkeit

Vor nicht allzu langer Zeit hat die Kleruskongregation ein Schreiben an die Priester herausgebracht, in welchem es über die Berufung zur Heiligkeit geht. Ich habe viele ratlose Gesichter gesehen. Wir verbinden Heiligkeit vielleicht mit Heiligsprechung oder mit der Gefahr, weltfremd zu werden. Das ist eine völlige Missinterpretation, ein Missverständnis dessen, was

Heiligkeit bedeutet. Vielleicht hilft uns auch hier (und das nur in Klammern gesagt) jener Begriff, den Papst Benedikt XVI. bei seiner Freiburger Rede im Konzerthaus verwendet hat, nämlich die Entweltlichung. Die Entweltlichung, da wollte er uns keine Packliste geben, was wir in die Welt mitnehmen dürfen und nicht mehr mitnehmen dürfen. Das war überhaupt nicht sein Anliegen. Sondern ganz im Geist des johanneischen Briefkorpus wollte er uns ermuntern, dass die Kirche nur dann ihren Dienst in der Welt, ihre Sendung in der Welt vollziehen kann, wenn sie ganz und gar kompromisslos aus der Einheit mit Christus kommt. Und diese Einheit relativiert viel, was gesellschaftlich von großer Bedeutung ist. Und das Leben dieser Einheit braucht unser Ja zur Berufung der Heiligkeit. Dieses Kapitel Berufung zur Heiligkeit, das 5. Kapitel der Konstitution *Lumen gentium*, ein vielleicht vergessenes Kapitel, dieses möchte ich in einigen Passagen zitieren. So schreiben die Konzilsväter:

Keine christliche Mündigkeit ohne bewusstes Annehmen der Berufung zur Heiligkeit

„Zur Erreichung dieser Vollkommenheit sollen die Gläubigen die Kräfte, die sie nach Maß der Gnadengabe Christi empfangen haben, anwenden, um seinen Spuren folgend, um seinem Bild gleichgestaltend den Willen des Vaters in allem folgsam sich mit ganzem Herzen der Ehre Gottes und dem Dienst des Nächsten hinzugeben. So wird die Heiligkeit des Gottesvolkes zu überreicher Frucht anwachsen, wie es die Kirchengeschichte durch das Leben so vieler Heiliger strahlend zeigt. In den verschiedenen Verhältnissen und Aufgaben des Lebens wird die eine Heiligkeit von allen entfaltet, die sich vom Geist Gottes leiten lassen und der Stimme des Vaters gehorsam Gott den Vater im Geist und in der Wahrheit anbeten und dem armen, demütigen das Kreuz tragenden Christus folgen und so der Teilnahme an seiner Herrlichkeit würdig werden.“ (LG 40 / 41)

Sich vom Geist Gottes leiten lassen und der Stimme des Vaters gehorsam sein und im Geist und in der Wahrheit anzubeten und dem armen, kreuztragenden Christus folgen: Kennzeichen, Elemente, Schritte auf dem Weg zur Berufung in die Heiligkeit. Es gibt keine Mündigkeit des Getauften und Gefirmten ohne dieses bewusste Ja zur Berufung in die Heiligkeit. Und es wird ohne dieses Ja zur Berufung in die Heiligkeit keine spirituelle Mündigkeit geben.

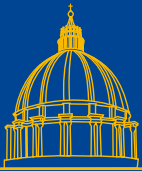
Liebe Schwestern und Brüder, was verlangt also, was erwartet die Kirche vom Laien, wenn sie ihn betraut sieht mit der Sendung hinein in die Welt? Sie verlangt und erwartet dann das Ja zur Berufung in die Heiligkeit!

Ich möchte, nicht zuletzt auch angesichts des heutigen Festes der Sieben Schmerzen Mariens, mit einem Blick auf die Gottesmutter schließen:

Was erwartet die Kirche von den Laien? Ich wage etwas überspitzt formuliert zu sagen: Maria könnte etwa als der „Prototyp“ des geistlich mündigen Laien gelten (vgl. LG 65). Und es ist interessant, dass die Konzilsväter den Abschnitt über Maria bewusst in die *Kirchenkonstitution* aufgenommen haben und damit ganz klar zum Ausdruck bringen wollten: wenn wir wissen wollen, wie Kirchesein geht, müssen wir auf Maria schauen, den Prototyp! Wenn wir wissen wollen, wie es geht, Berufung zu finden und zu leben, dann ist Maria unsere geistliche Lehrmeisterin. In *Lumen gentium* lehrt das Konzil:

Maria – Prototyp des geistlich mündigen Laien

„Denn Maria vereinigt, da sie zuinnerst in die Heilsgeschichte eingegangen ist, gewissermaßen die größten Glaubensgeheimnisse in sich und strahlt sie wieder. Daher ruft ihre Verkündigung und Verehrung die



Gläubigen hin zu ihrem Sohn und seinem Opfer und zur Liebe des Vaters. Die Kirche aber wird, um die Ehre Christi bemüht, ihrem erhabenen Typus ähnlicher durch dauerndes Wachstum in Glaube, Hoffnung und Liebe und durch das Suchen und Befolgen des Willens Gottes in allem. Daher blickt die Kirche auch in ihrem apostolischen Wirken mit Recht zur ihr auf, die Christus geboren hat, der dazu vom Hl. Geist empfangen und von der Jungfrau geboren wurde, dass er durch die Kirche auch in den Herzen der Gläubigen geboren werde und wachse. Diese Jungfrau war in ihrem Leben das Beispiel jener mütterlichen Liebe, von der alle beseelt sein müssen, die in der apostolischen Sendung der Kirche zur Wiedergeburt der Menschen mitwirken.“ (LG 65)

Was erwartet die Kirche vom Laien? Sie erwartet, dass er aus der geliebten Einheit in und mit der Kirche als Leib Christi heraus handelt und sich senden lässt, und dies nicht im Gegenüberstand zur ihr. Sie wartet, dass er sich der inneren Kraft des Leibes Christi öffnet, der vom Heiligen Geist gewirkten Liebe, der er durch das sakramentale Leben der Kirche teilhaft wird und die durch die konkrete Weitergabe an die Brüder und Schwestern gestärkt wird.

Die Kirche erwartet vom Laien, dass er sich in der Vielfalt des Leibes Christi seiner Berufung gewahr und gewiss wird, diese Berufung aus freiem Willen ergreift und sich senden lässt für die Kirche hinein in die Welt, um so am Stande Christi, der vom Vater in die Welt ausging, teilzuhaben.

Was erwartet die Kirche vom Laien? Dass er immer wieder aufschaut zu Maria, dem Urbild dessen, was Kirchesein meint, und dass er sich vor allem in den schweren Zeiten, die wir gegenwärtig durchschreiten, vielleicht einem Aspekt öffnet: nämlich der prophetischen Dimension, die sich in Maria verkörpert. Ja, Ma-

ria zeigt uns, was wahre prophetische Dimension ist, nämlich: auf Gottes Wort hören und aus freiem Willen gehorsam diesem Anruf Gottes zu antworten und ihn zu vollziehen.

Wir werden in der Kirche nur dann einen Neuaufbruch erleben, wenn wir uns diesem prophetischen Geist, der Maria erfüllte, gleichfalls öffnen. □



Auf der Miniatur (15. Jhdt.) kniet Isabella Stuart im herzoglichen Gewand in der linken unteren Ecke und spricht das „Obsecro te“ (ich bitte dich inständig) vor der Jungfrau mit Kind. Hinter ihr steht die hl. Katharina als ihre Schutzheilige. Die Schriftrolle, die die beide Gruppen miteinander verbindet, enthält das Gebet der Isabella: „Mater dei memento mei – Mutter Gottes, gedenke meiner“. Das Wappen Isabellas befindet sich verbunden mit dem Hermelin der Bretagne in den vier Ecken.

(Fitzwilliam Museum, Cambridge)

Sanctam Catholicam Ecclesiam, Sanctorum Communionem



Credo in unum De-um, Patrem omni-pot-entem, factó-rem caeli et terrae, vi-si-bi-li-um

Im Zentrum des Stiches sieht man eine Rundkirche. Sie steht fest auf einem Felsen. So kann sie von den Pforten der Hölle nicht überwältigt werden (Mt 16, 18). Unter dem realen Kirchenbau kniet die Personifikation der Kirche mit einer umgehängten Stola, das Amtszeichen der Geistlichen. Kirche ist ja nicht nur ein reales Bauwerk, sondern auch die Gemeinschaft der Getauften, zusammengeschlossen zu einem Leib (1Kor 12, 13,27,28). In der Mittelachse, über beiden „Kirchen“, sieht man die Dreieinigkeit, hier symbolisch dargestellt durch ein in einen Kreis einbeschriebenes gleichseitiges Dreieck, in dem sich drei Flammenzungen zeigen. Die von der Dreieinigkeit ausgehenden Strahlen fallen auf die Kirche darunter. Diese zeigt sich hier unter göttlichem Schutz. Sie ist auch eine „heilige Kirche“, an die wir glauben.

Weiter steht im Credo, dass wir an die „katholische Kirche“ glauben. In diesem Stich zeigt sich das Katholische der Kirche im Papsttum. So liegen bei der personifizierten Kirche, ebenfalls auf Felsen, zwei Schlüssel – Zeichen dafür, dass Christus Petrus die Schlüssel des Himmelreiches versprach (Mt. 16, 19) –, ein dreiarmliges Kreuz – Zeichen der Priester-, Hirten- und Lehrgewalt des Papstes – und eine Tiara, Zeichen, dass der Papst Vater der Fürsten und Könige, Lenker des Erdkreises und Vikar Christi ist. Das Papsttum garantiert die richtige Lehre, hier dargestellt durch ein Buch. Zentrum des katholischen Glaubens ist die Feier der Eucharistie, wo Brot und Wein in Christi Fleisch und Blut verwandelt werden, hier symbolisiert durch einen Kelch mit Hostie. Schaut man genau hin, so erkennt man in der Hostie das jesuitische Christusmonogramm IHS mit Kreuz darüber, wie es übrigens auch im Wappen von Papst Franziskus zu sehen ist.

Rechts im Vordergrund sitzt auf Wolken der hl. Petrus. Er zeigt auf die auf Felsen gebaute Kirche (Mt 16, 18). Neben ihm befindet sich Paulus mit dem Schwert, mit dem er enthauptet wurde. Die Gemeinschaft der Heiligen wird nach oben fortgeführt mit dem hl. Joseph mit Lilienzweig, Symbol der Reinheit, und darüber mit seiner jungfräulichen Braut Maria. Ihr gegenüber erkennt man Christi Vorgänger, Johannes Baptist mit dem Agnus-Dei-

Stab. Damit repräsentieren die wichtigsten Heiligen die „Gemeinschaft der Heiligen“.

Auf der linken Seite fliegt ein perspektivisch gewagt ins Bild gesetzter Engel auf Bittende im Fegefeuer zu. Diese wollen in die Schar der Heiligen aufgenommen werden. Mit einem Finger weist der Engel auf den Hostienkelch, von dem die Erlösung aus dem Fegefeuer kommt.

Das ganze Bild ist durch zwei Kompositionslinien gegliedert. In der vertikalen Mittelachse befindet



sich das Dreifaltigkeitssymbol, die reale und die personifizierte Kirche. Die zweite Linie ist ein Dreiviertelkreis, auf welchem die Heiligen, ein Engel und die Symbole des Papsttums angeordnet sind. Die in kräftigem Spiel von Licht und Schatten dargestellten Personen auf dieser Linie kontrastieren zum hellen, fast kontrastlosen Hintergrund in der Mitte des Stiches. So versuchte der Barockmaler, dem Bild durch eine Kontrastperspektive Tiefe zu geben.

Auf dem Titelbild der November-2012-Ausgabe des „Fels“ sieht man das nach dem gleichen Entwurf ausgeführte Fresko von J.J.A. Huber in der ehem. Klosterkirche in Ochsenhausen. Hier fehlt links der Engel. Damit fällt diese Kompositionslinie im Vordergrund weg. Die Kontrastperspektive dieses Barockstiches ist bei dem schon im beginnenden Klassizismus gemalten Fresko nicht mehr modern.

Alois Eppler

Gerhard Stumpf:

Reformer und Wegbereiter in der Kirche:

Johannes von Geissel (1796 - 1864)

„In allem, was Sie für die Ehre Gottes und das Wachstum der Kirche kräftig unternommen haben, lag Ihnen als heilige Pflicht vorzüglich am Herzen, unserer Diözese alte Zierde vor Augen haltend, sich als stets treuen Sohn der Heiligen Römischen Kirche zu beweisen.“

Mit diesen Worten lobte der Diözesanklerus von Köln Kardinal Erzbischof Johannes von Geissel (*1796) an seinem silbernen Bischofsjubiläum. Johannes Baptist Jacob Geissel, Winzersohn aus Gimmeldingen an der Haardt (am Ostrand des Pfälzer Waldes), genoss eine gute katholische Erziehung und erwarb eine hervorragende theologische Bildung. Als Professor und Religionslehrer wirkte er am Gymnasium in Speyer, setzte sich mit Leidenschaft für den Glauben und für die Rechte der Kirche gegen die Angriffe und Übergriffe des Unglaubens und der Staatsgewalt ein. Er war einer der bedeutendsten Mitarbeiter an der Zeitschrift „Der Katholik“ (bedeutende Mitarbeiter waren Joseph Görres, Johann Adam Möhler, Clemens Brentano, Matthias Joseph Scheeben). Mit seiner poetischen und schriftstellerischen Begabung – er schrieb Gedichte und Kirchenlieder, historische Monographien und Novellen – lenkte er die Aufmerksamkeit der Wissenschaftler und des Bayerischen Königs Ludwig I. auf sich. 1836 freuten sich die Pfälzer, dass ihr erst kürzlich ernannter Domdechant zum Bischof von Speyer erhoben wurde. Als Bischof sorgte er sich um kirchlich gesinnte gute Priester.

Damals machten sich in Deutschland Kräfte breit, die aufgrund philosophischen modernistischen Denkens und Lehrens wie auch durch politi-

sche Einflüsse Unruhe in die katholische Kirche brachten. Als Vertreter einer sog. katholischen Aufklärung begründete Georg Hermes (+1831; Hermesianismus) ein kritizistisches, psychologisches und anthropozentrisches System zur rationalen Rechtfertigung des katholischen Glaubens, was Papst Gregor XVI. mit dem Breve Dum acerbissimas verurteilte.



Friedrich Wilhelm III. von Preußen verlangte in den von Preußen annektierten katholischen Gebieten vom katholischen Klerus die Segnung der gemischten Ehen und von den katholischen Müttern die Erziehung der Kinder im Glauben der preußischen Väter. Erzbischof Clemens August von Droste-Vischering (+1845), der sich auf die freie Ausübung des Bi-

schofsamtens berief und an der Einheit mit Rom festhielt, wurde vom preußischen Staat amtsenthoben und ins Gefängnis gebracht und durfte auch nach einem Agreement von Friedrich Wilhelm IV. (1840) mit der katholischen Kirche nicht mehr auf den Bischofsstuhl zurückkehren.

1842 wurde Johannes von Geissel zum Bischofskoadjutor und drei Jahre später zum Erzbischof für Köln ernannt. Er setzte sich mit Entschiedenheit für die katholische Lehre und für eine Stärkung des bischöflichen Dienstes ein. Den Einfluss des Staates auf die äußere Verwaltung der Kirche und auf die Besetzung der geistlichen Stellen, auf die Disziplinargewalt der Bischöfe und auf die Erziehung der Geistlichen, auf die kirchlichen Institute und auf die Gestaltung des öffentlichen kirchlichen Lebens konnte er zurückdrängen. Mit Geschick wusste er die für den Glauben und die Disziplin der Kirche gefährlichen Unruhestifter unter den Professoren und Geistlichen zur Umkehr zu bewegen oder auszuschalten, wenigstens bis zu seinem Tode. Papst- und kirchentreue Gemeinschaften ließ er in seiner Diözese wirken und unterstützte sie. So trug er entscheidend zu einem Aufblühen der katholischen Kirche bei. 1850 erhielt der Erzbischof die Kardinalswürde. Die in der 1860 einberufenen Provinzialsynode verabschiedeten Dekrete dogmatischen und disziplinären Inhaltes dienten der Verkündigung und Seelsorge in enger Verbindung zur Kirche. 1863 weihte der Kardinal Erzbischof Langhaus und Querschiff des Kölner Doms ein. Am Fest der Geburt Mariens 1864 starb Kardinal Johannes Jacobus von Geissel. □

„Wir wollen uns zu Christus bekennen, unserem Führer und Meister...“

Vor 75 Jahren in Wien: Eine denkwürdige Feier der katholischen Jugend

Aus eigenem Erleben hat Alfred Palka kurz vor seinem Tod 1988 die folgenden Mitteilungen über die denkwürdige Feier vom 7. Oktober 1938 in Wien niedergeschrieben. Die Feier ist denkwürdig gerade für heute, denn sie war ein öffentliches Bekenntnis zu Jesus Christus und seiner Kirche gegenüber einem übermächtig erscheinenden weltlichen Machthaber mit totalitärem Anspruch.

„Eine nichtorganisierte, spontane, gewaltlose Demonstration gegen die damaligen Machthaber ... Die Nazis zeigten sich fassungslos, dass nach einer solchen Trommelfeuerpropaganda eine solche Kundgebung stattfinden konnte.“

Hermann Lein in seinem Buch „Als Innitzer-Gardist in Dachau und Mauthausen“ (Wien 1988, S.29)

„Damit wir heute nicht auf gleißende Worte hereinfallen, brauchen wir die Freundschaft mit Jesus ... Auch heute gibt es selbsternannte Führer mit ihren scheinbar so schlüssigen, einleuchtenden Ideologien. Heute liegt es an uns, unserer Jugend ein festes Fundament zu geben, indem wir bereit sind, mit dem Beispiel unseres Lebens entschieden gegen Verführer jeder Art aufzutreten.“

Christoph Kardinal Schönborn, Erzbischof von Wien, bei der Rosenkranzfeier 2008 im Wiener Stephansdom

Den »Anschluss« meiner Heimat an Deutschland im Jahre 1938 hatte ich in Linz erlebt, wo ich an einem Jesuitengymnasium studierte. Für den Rest des Schuljahres bekamen wir einen kommissarischen Leiter, der mit dem Parteiabzeichen auf hochgeschwellter Brust unangemeldet in unseren Unterricht hereinkam, um zu prüfen, ob wir auch im richtigen Geiste unterrichtet würden, einmal kam er auch in unseren Speise-Saal und hielt uns mit tränenreicher Stimme einen Vortrag, wie er zum erstenmal dem Führer in die blauen Augen geschaut hatte. Jedesmal wenn er kam, sprangen wir pflichtgemäß auf und leisteten den deutschen Gruß. So auch dieses Mal. Wir schlugen die Haken zusammen, erhoben die Rechte und brüllten, dass die Teller klirrten. Genutzt hat es uns nichts. Denn am Ende des Schuljahres war unsere Anstalt aufgelöst, und wir mussten sehen, wo wir unser Studium fortsetzen konnten. Wieder einmal hatte ein deutscher Mann sein Wort gebrochen, denn der Kommissar hatte uns versprochen, dass wir unbesorgt weiterstudieren könnten. Der Führer sei nicht gegen die Religion.

Mit einigen Wiener Gesinnungsgenossen war ich an einem der vier Gymnasien, an denen noch Griechisch gelehrt wurde, untergekommen; die neuen Machthaber hatten nämlich die meisten österreichischen Mittelschulen nach deutschem Vorbild in Oberschulen umgewandelt. Dort waren wir also, auf die verschiedensten Klassen aufgeteilt, aber in den Pausen standen wir meistens beisammen und tauschten unsere Erfahrungen und Eindrücke aus. Nach 1945 erfuhr ich, dass die HJ (Hitler-Jugend) daran gedacht hatte, unsere Gruppe zu sprengen. Warum sie es nicht getan hatte, weiß ich nicht.

Eines Tages wussten wir einander zu berichten, dass es am 7. Oktober

1938 eine Jugendfeier im Stephansdom geben sollte. Seit Jahren hatte die Wiener katholische Jugend einmal im Jahr eine zentral gestaltete Feier abgehalten, zu der sie aus allen Bezirken zusammenkam. Der Anlass war das Rosenkranzfest. Dass die Andacht diesmal unter dem wachsamem Auge der Gestapo abgehalten und von Spitzeln besucht sein würde, von Störmanövern bedroht, verlieh ihr einen besonderen Reiz. Teilnahme war Ehrensache. Also verabredeten wir, dass wir uns an einer bestimmten Straßenecke treffen und dann gemeinsam in die innere Stadt wandern wollten. Da wir nur zu viert waren, würde das nicht weiter auffallen. Auf dem Wege sahen wir von allen Seiten kleinere Grüppchen junger Menschen dem Stadtzentrum zuströ-



Theodor Innitzer, geb. 25.12.1875 in Neugeschrei/Nordböhmen, gest. 9.10.1955 in Wien. 1902 Priester, 1913 Professor für NT-Exegese an der Universität Wien, 1928-29 Rektor der Universität, 1929-1930 Sozialminister, 1932 Erzbischof von Wien, 1933 Kardinal. (Foto von 1933)

Daten zur Vorgeschichte

Dezember 1933: Die österreichischen Bischöfe verurteilen im Weihnachtshirtenbrief den Rassenwahn der Nationalsozialisten.

21.3.1937: Die Enzyklika von Papst Pius XI. „Mir brennender Sorge“ gegen Ideologie und Religionspolitik der Nationalsozialisten wird in Deutschland von den Kanzeln verlesen.

Dezember 1937: In einem Hirtenbrief bekunden die österreichischen Bischöfe der bedrängten Kirche in Deutschland ihre Anteilnahme.

11.3.1938: Unter nationalsozialistischem Druck von außen und innen muss Kanzler Schuschnigg aufgeben: „Gott schütze Österreich!“. Der Nationalsozialist Arthur Seiß-Inquart wird Kanzler.

12.3.1938: Hitler lässt Truppen einmarschieren. Ausschreitungen gegen Juden, Verhaftung politischer Gegner und missliebiger Geistlicher.

12.3.1938: Bischof Pawlikowski von Graz-Seckau 24 Stunden in Haft. Erzbischof Waitz von Salzburg zwei Tage.

13.3.1938. „Anschluss“ Österreichs an das 3. Reich.

14.3.1938: Hitler in Wien, von vielen enthusiastisch begrüßt. Vor seinem Quartier skandierende Massen: „Wir wollen unseren Führer sehen!“

15.3.1938: Kardinal Innitzer sucht ihn auf, bietet loyale Zusammenarbeit an.

18.3.1938: Die österreichischen Bischöfe unterzeichnen eine „Feierliche Erklärung“; Kardinal Innitzer unterzeichnet Begleitbrief eigenhändig mit „Heil Hitler!“ Beide Dokumente werden von den neuen Machhabern auf Plakaten im ganzen Reich verbreitet.

Anfang April 1938: Papst Pius XI. ruft Kardinal Innitzer nach Rom. Eine ergänzende Erklärung erscheint am 6. April im „Osservatore Romano“, nicht aber in den NS-kontrollierten deutschen Medien.

10. April 1938: Ergebnis der Volksabstimmung (angeblich): 99,6 % für den „Anschluss“.

Nach dem 10.4.1938: Mehr und mehr antikirchliche Maßnahmen: Auflösung von 1400 katholischen Schulen, Beschlagnahme ihrer Gebäude, Kindergärten, Bibliotheken, Zerschlagung des katholischen Vereinswesens, Verbot dessen Schrifttums u.a.m

men. Sie waren in Zivil, unauffällig gekleidet, trugen weder Fahnen noch Wimpel, keine gleichen Hemden oder Uniformblusen, wie wir es bisher gewohnt waren; aber mit instinktiver Sicherheit wussten wir, dass sie zu uns gehörten. Die Nationalsozialisten hatten unsere Vereine aufgelöst, unsere Heime übernommen, unsere Zeitschriften eingestellt. Jede kirchliche Jugendarbeit war auf den kirchlichen Raum beschränkt worden. Nun sangen HJ und BdM (Bund deutscher Mädchen) unsere Lieder, schlugen Zelte auf und saßen im Kreis ums Lagerfeuer. Wer nicht bei der Reichsjugend mittat, wurde schikaniert; wer mittat, wurde durch Spott und gezielte Hetze dem Christentum entfremdet. Man hatte uns viele uns lieb gewordene Dinge genommen, den Glauben an Christus konnten sie uns nicht nehmen. Ihn zu bekennen, gingen wir in Grüppchen zum Dom. Der Bischof hatte gerufen, und wir folgten seinem Ruf.

Die Feier wurde gut vorbereitet. 200 Plakate waren an die Pfarren und Kirchenvorstände gesandt worden: »Katholische Jugend! Der Bischof ruft Dich zur Feierstunde im hohen Dom zu St. Stephan am 7. Oktober 1938, 20 Uhr.« Den Rest besorgte die Flüsterpropaganda. Die Veranstalter hatten mit 1500 bis 2000 Teilnehmern gerechnet, aber an die 10.000 kamen.

Dann waren wir im Dom. Die Orgel spielte mit vollen Registern, um den Hochaltar marschierten junge Mädchen und Burschen auf, sie trugen die Fahnen und Wimpel, die wir so lange entbehrt hatten. Die Mädchen waren mit Dirndl bekleidet, die Jungen trugen Uniformhemden; ich sah die weißen Hemden und die blauen Krawatten der MK (Marianische Kongregation). Beim Anblick des lange Vermissten wurde uns warm ums Herz und wir sangen und beteten begeistert mit. Den Höhepunkt der Feier bildete die Predigt des Kardinals.

Wir waren unserem Bischof gram gewesen. Wir hatten sein Verhalten und das, was darüber in die Öffentlichkeit gedrungen war, nicht verstanden. Wie kann sich ein Mensch um 180 Grad wenden? Dass er zu Hitler gegangen und mit »Heil Hitler« begrüßt hatte, hatte uns empört. Wir hielten ihn für einen Umfaller,

und was er getan hatte, für Verrat an unserer Sache. Da wir die Hintergründe seines Verhaltens nicht kannten, schrieben wir ihm Feigheit und Doppelzüngigkeit zu.

Aber jetzt, da er in vollem Ornat auf der Kanzel stand, abgemagert, mit eingefallenen Wangen und vor Freude strahlenden Augen über unser zahlreiches Erscheinen, waren wir mit ihm bereits halb versöhnt. Mit bewegter Stimme sprach er uns an und dankte uns, dass wir gekommen waren.

»Meine geliebte katholische Jugend Wiens! Meine teuren Brüder und Schwestern, seid mir begrüßt von ganzem Herzen, die ihr euch nun um die Kanzel im althehrwürdigen Dom zu St. Stephan heute abend versammelt habt...«¹

Wir hätten viel verloren, was wir in einem schönen Idealismus aufgebaut hätten, sagte er. Und damit sprach er uns aus dem Herzen. Doch wir hätten auch etwas gewonnen: die kleine Gemeinschaft der Pfarre und die größere der Kirche als Kinder Gottes. Wenn man uns das eine nehme, dann griffen wir auf das andere zurück. Und dann distanzierte er sich zum ersten Male öffentlich vom NS-Regime, wenn auch vorsichtig, so doch in einer Weise, dass wir ihn verstanden.

»Meine liebe katholische Jugend Wiens, wir wollen gerade jetzt in dieser Zeit um so fester und standhafter unseren Glauben bekennen, uns zu Christus bekennen, unserem Führer und Meister, unserem König, und zu seiner Kirche.«²

Mit ergreifenden Worten bat er um unser Vertrauen, wie wir auch seines besäßen. Und wenn wir in den letzten Monaten auch nicht alles verstanden hätten, was die Bischöfe getan hätten, so sei es doch nach bestem Wissen und Gewissen aus ihrer schweren Verantwortung in einer schweren Zeit geschehen. Die Gläubigen sollten beten, dass die Bischöfe der Heilige Geist erleuchte, das Rechte zu tun, damit niemand an seinen höchsten und heiligen Gütern Schaden erleide. In Anspielung auf ein Nazischlagwort »Kraft durch Freude« sagte er, dies sei ein biblisches Wort. Der Prophet Esdras habe es in schwerer Zeit zu den Israeliten gesprochen, er sage es auch uns: »Die Freude im Herrn ist eure Stärke.« Da begruben wir unseren Groll. Er war wieder unser Bi-

Fatale Dokumente

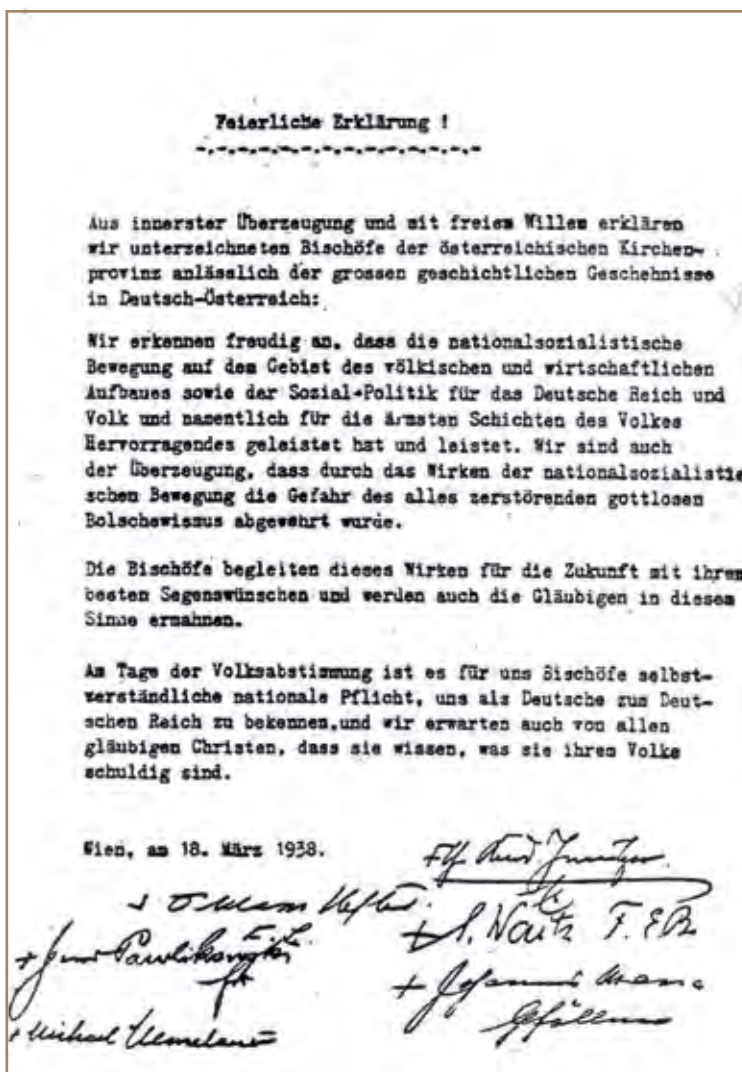
Die „feierliche Erklärung“ der Bischöfe und das handschriftliche „Heil Hitler!“ Kardinal Innitzers (siehe die nebenstehenden Dokumente) haben damals viele Gläubige irritiert, beschämt, empört, deprimiert, als sie in Presse und auf Plakaten damit konfrontiert wurden oder sie von der Kanzel vernahmen. Sie wussten: Nationalsozialismus und katholischer Glaube sind unvereinbar. Das hatten die Bischöfe auch in ihren amtlichen Verlautbarungen verkündet. Und nun das, kaum dass die Nazis am Ruder waren!

Wie konnte es dazu kommen? Nun – die Dokumente waren kein Produkt der Besonnenheit, sondern einer Überrumpelung. Die Bischöfe waren noch unsicher in der ungewohnten neuen Situation. Fast ganz Österreich schien nationalsozialistisch geworden zu sein. Die neuen Machthaber, die genau wussten, was sie wollten, hatten ihre Macht schon spüren lassen („Peitsche“); sie machten aber auch vage Versprechungen („Religiöser Frühling, wenn...“ – „Zuckerbrot“). Sie wollten eine positive Stellungnahme der Bischöfe zum neuen Regime und zum „Anschluss“. Nach einem Hin und Her von Vor- und Gegenvorschlägen legten sie der Bischofskonferenz am 18.3.1938 die von ihnen selbst – vermutlich mit Hilfe von National-Katholiken – fertig formulierte „Feierliche Erklärung“ vor und machten Zeitdruck geltend („Keine Änderung mehr möglich“) – und die Bischöfe unterzeichneten „im Glauben“, so Erzbischof Waitz später, „den Versuch machen zu sollen, in unwichtigen Sachen entgegen kommen zu sollen, um Größeres zu erwirken“. Zu dem handschriftlichen Zusatz „Heil Hitler!“ riet der NS-Unterhändler Dr. Josef Himmelreich; dann käme nämlich „die so sehr erwartete Verständigung zwischen Staat und Kirche auf breiter Basis noch schneller“.

Nicht nur die treuen Katholiken, auch der Papst war mit dem Verhalten der Bischöfe nicht einverstanden. Er rief Kardinal Innitzer nach Rom. „Der Heilige Vater war ein strenger Mann. Als ich ihm mein Verhalten in den Märztagen erklären wollte, fuhr er auf und sagte unwillig: ‚Eminenz, haben sie auch schon rosarote Brillen auf?‘“ Das erzählte der Kardinal später seinem Sekretär. Der Papst verlangte eine zusätzliche Erklärung, die dann am 6. April 1938 im „Osservatore Romano“ erschien, nicht aber in den NS-kontrollierten Medien des nunmehr „großdeutschen Reiches“. (Wortlaut S. 247)

Falls noch Illusionen geblieben waren, zertrümmten sie restlos angesichts der folgenden kirchenfeindlichen Maßnahmen der Machthaber. Beim Rosenkranzfest am 7. Oktober 1938 stand auf der Kanzel ein gewandelter, ein gefestigter Kardinal.

Heinz Froitzheim



Das untere Dokument ist unterzeichnet von Bischof Dr. Adam Hefter (Gurk), Bischof Ferdinand Pawlikowski (Graz-Seckau), Bischof Michael Memelauer (St. Pölten), Erzbischof Th. Kard. Innitzer (Wien), Erzbischof S. Waitz (Salzburg) und Bischof Johannes Maria Gföllner (Linz)

schof, dem wir durch dick und dünn zu folgen gedachten.

Was sich im Anschluss an die Feier auf dem Domplatz zutrug, war weder geplant noch vorausszusehen. Es entstand völlig spontan aus der Begeisterung der Stunde. Längst war den Veranstaltern die Kontrolle der Massen entglitten. In Hochstimmung und tatendurstig drängten wir durch die Tore des Domes ins Freie; einige HJ-Jungen, die bei den Toren standen und uns provozieren wollten, wurden hinweggefegt. Der Domplatz war in unserer Hand. Vor dem bischöflichen Palais hatte sich die Menge versammelt. Mit erhobenen Schwurffingern sangen wir das Herz-Jesu-Bundeslied:

Auf zum Schwure, Volk
und Land,
heb zum Himmel Herz und Hand!
Was dem Heiland du gelobt,
sei in ew'ger Treu erprobt.
Ja, wir schwören heut auf's neue,
Jesu Herz, dir ew'ge Treue

Wundermächtig immerfort
warst du stets des Volkes Hort.
In der Not und Kriegsgefahr
schirmtest Volk du und Altar.
Drum geloben wir auf's neue,
Jesu Herz, dir ew'ge Treue.

Fest und stark zu unserm Gott
stehen wir trotz Hohn und Spott.
Stets am Glauben halten wir,
unsres Volkes schönster Zier.
Drum geloben wir auf's neue,
Jesu Herz, dir ew'ge Treue.

Auf dem weiten Erdenrund
Gibt es keinen schönern Bund.
Lästern uns die Feinde auch:
Treue ist der Christen Brauch.
Drum geloben wir auf's neue,
Jesu Herz, dir ew'ge Treue.

Sprechchöre klangen auf: »Wir wollen unseren Bischof sehen! Ein Volk, ein Reich, ein Bischof!« – Vor allem aber wiederhallte der Platz von den Rufen: »Christus ist unser König!« und »Unser Glaube ist Christus!«

Nach längerem Zögern öffnete man ein Fenster im ersten Stock des bischöflichen Palais. Der Bischof erschien, ganz in Schwarz gekleidet, lächelte, segnete uns, winkte mit einem weißen Taschentuch und gab mit beiden Armen deutlich Zeichen, wir sollten nach Hause gehen. Wir

jedoch blieben, sangen und riefen weiter: »Unser Glaube ist Christus!« Plötzlich sah ich eine Gruppe Männer – ich erinnere mich noch deutlich an die entschlossenen Gesichter der ersten –, die einen Keil in die Versammelten trieben. Mit dem Rufe: »Unser Glaube ist Deutschland! Nach Hause gehen!« marschierten sie verbissen in unsere Reihen hinein. Da hielt ich es für besser, mich aus dem Staub zu machen. Ich wollte nicht unbedingt in den Kerkern der Gestapo landen. Tatsächlich wurde eine Anzahl demonstrierender Jugendlicher verhaftet. Auf Nebenstraßen eilten einige andere und ich unseren Behausungen zu.

Am anderen Tag, in der Schule, schimpfte unser Lateinlehrer, ein fanatischer Parteigenosse, über den Volksverräter Innitzer, der die Jugend gegen das Regime aufgeputscht habe. »Und so etwas will ein Sudenteutscher sein«, sagte er verächtlich, »ich schäme mich für ihn.« Als ich von der Schule nach Hause ging, las ich in einem Anschlagkasten im

»Völkischen Beobachter«, gestern abend hätten einige bleichsüchtige Jünglinge und verblühte Mädchen, die ihr Betschwesterndasein noch nicht abgelegt hätten, vom Wiener Erzbischof verführt, diesem Ovationen dargebracht. Die geringe Anzahl dieser geistig Rückständigen sei aber von der aufrechten deutschen Jugend bald in alle Winde zerstreut worden. Ich lächelte nur still vor mich hin, denn ich wusste es besser, ich war ja selbst dabeigewesen,

Die Rache des aufgebrachten Regimes war schrecklich. Am Abend des nächsten Tages versammelte sich abermals eine demonstrierende Menge vor dem erzbischöflichen Palais, diesmal nicht spontan, sondern von oben befohlen und gelenkt. Sie schrie Hassparolen und schlug mit Steinen die Fensterscheiben ein. Etwa 40 bis 50 SA-Leute und HJ-Jungen brachen das Tor ein, stürmten die Palaststiege hinauf, in die Gemächer des Kardinals und in die Hauskapelle. Mit Messingstangen, die den Teppich im Stiegenhaus hielten und die



Am Abend des 13. Oktober 1938 holte Gauleiter Josef Bürckel auf den Heldenplatz in Wien rund 200 000 NS-Gefolgsleute für eine Gegendemonstration zur „Rosenkranz-Demonstration“ vom 7. Oktober zusammen. Tausende zogen auch am Haus des Erzbischofs vorbei. Ihre Parolen auf Spruchbändern und in Sprech-Chören: „Innitzer nach Dachau!“ – „Nieder mit dem Klerus“ – „Pfaffen auf den Galgen“ – „Innitzer und Jud - Eine Brut“ – „Ohne Juden, ohne Rom wird erbauet Deutschlands Dom“ – „Zum Teufel mit den Jesuiten“ – „Zwei drei vier – Innitzer krepier!“

sie herausgezogen hatten, schlugen sie alles kurz und klein: Tische, Stühle, Spiegel, Lüster, kostbare Ölgemälde und wertvolle Elfenbeinkreuze. Glastüren und Bücherschränke gingen in Trümmer. Die Eindringlinge suchten brüllend nach dem Kardinal: »Innitzer nach Dachau!« Als sie ihn nicht fanden, raubten sie seine Kleider, Hüte, Ringe, sein Bischofskreuz an goldener Kette und zwei Geldbörsen. Zum Glück hatten sein Sekretär und sein Zeremonienmeister den Kardinal im Matrikelarchiv in Sicherheit gebracht. Mutig stellten sich die zwei Priester der wilden Horde entgegen. Der eine erhielt mit einem Bronzeleuchter einen Schlag auf den Kopf, den anderen versuchte man mehrmals aus dem Fenster zu werfen. Im Haus der Dompfarre warf der Mob wirklich den Domkurator Krawarik aus dem ersten Stock in den Hof, wo er mit zwei gebrochenen Oberschenkeln und einer gespaltenen Kniescheibe auf einem von Bauarbeiten stammenden Sandhaufen liegen blieb.

Obwohl die Polizei gleich zu Beginn des »Vandaleneinfalls« verständigt worden war, erschien sie erst – wohl auf höheren Befehl zurückgehalten – 40 Minuten später am Tatort, als alles schon gelaufen war. Unbehindert zogen die Verwüster und Plünderer ab, und den Hinterbliebenen wurde eingeschärft, sie dürften niemandem von den Geschehnissen berichten. Nichtsdestoweniger meldete der BBC London noch in derselben Nacht den grauenvollen Vorfall.

Des nicht genug, berief die Partei am 13. Oktober 1938 eine Versammlung auf dem Heldenplatz ein, bei der sich alle Antiklerikalen Wiens ein Stelldichein gaben. Der alkoholisierte Gauleiter Bürckel (der Volksmund nannte ihn Bierleiter Gauckel!) hielt die Hetzrede, und eine grölende und brüllende Menge verlangte den Kopf des Wiener Erzbischofs: »Innitzer und Jud, eine Brut! Zwei - Drei - Vier; Innitzer krepier!«

Die Feier im Stephansdom am 7. Oktober 1938 hatte uns in unseren Bestrebungen bestärkt, das Vertrauen zu unserem Bischof wieder hergestellt und uns die Unbesiegbarkeit unseres Glaubens lebendig vor Augen gestellt. Wir zehrten noch lange davon. Außerdem hatte das mutige Auftreten des Kardinals die Lage geklärt. In den folgenden Jah-

ren erwies sich die katholische Kirche dem NS-Regime gegenüber als »Gegner im Inneren par excellence«. Aber es war die letzte Großveranstaltung der katholischen Jugend gewesen: das letzte Aufgebot. So lange die Schreckensherrschaft andauerte, gab es keine zentralen Zusammenkünfte mehr. Das Leben der katholischen Jugendgemeinschaft spielte sich im Kleinen und Geheimen ab. Die Pfarre wurde zum Ort unserer Aktivität. Obwohl es verboten war, machten wir auch in kleinen Gruppen Ausflüge und Wanderungen, wobei wir den Kaplan, der völlig in Zivil mitging, mit Vornamen ansprachen und »Onkel« nannten.

Umzubringen waren wir nicht! Nach 1945 traten wir dann wieder bei Großveranstaltungen in Erscheinung. □

¹ Vgl. Maximilian Liebmann, Theodor Innitzer und der Anschluss, Österreichs Kirche 1938. Verlag Styria, Graz 1988, S. 194.

² A.a.O., S. 195.



Ferdinand Habel, geb. 14. Februar 1910 in Wien, Student der TH, nahm am Abend des 8. Oktober 1938, als die HJ-Schlägertrupps in das Erzbischöfliche Palais eindrangen, Kardinal Innitzer gegen wüste Schmähungen in Schutz. Zwei Männer mit Hakenkreuzarmbinden führten ihn ab; seine Angehörigen sahen ihn nie wieder. Unter dem 10. Dezember 1938 wurde sein Zugang im KZ Dachau unter Häftlingsnummer 31.584 vermerkt. Er starb am 3. Februar 1940 im KZ Mauthausen an Hungerphus.

Nachträge

Quellenhinweise: Maximilian Liebmann, Wie kam es zur „Feierlichen Erklärung“ der österreichischen Bischöfe? in Vorarlberger Kirchenblatt, 6.3.1988, S.11 / ders., „Heil Hitler!“ – Pastoral bedingt. Vom Politischen Katholizismus zum Pastorkatholizismus; Wien 2009, Kap. Österreich / kathpress Themenpaket Kirche und Anschluss, www.kathpress.at/1938 / Österr.-deutsche Ordensprovinz der Marianisten (Hrsg.), Jakob Gapp - Ein Märtyrer des Glaubens, Innsbruck 1996, Kap. „In Konflikt mit dem NS-Regime“, S. 44 ff.

*

Hier der Wortlaut der Erklärung, die am 6. April 1938 im „Osservatore Romano“ erschien:

1. Die feierliche Erklärung der österreichischen Bischöfe vom 18. März dieses Jahres wollte selbstverständlich keine Billigung dessen aussprechen, was mit dem Gesetze Gottes, der Freiheit und den Rechten der katholischen Kirche nicht vereinbar war und ist. Außerdem darf jene Erklärung von Staat und Partei nicht als Gewissensbildung der Gläubigen verstanden und programmatisch verwertet werden.

2. Für die Zukunft verlangen die österreichischen Bischöfe:

a) in allen das österreichische Konkordat betreffenden Fragen keine Änderung ohne vorausgehende Vereinbarung mit dem HI. Stuhl;

b) im besonderen eine solche Handhabung des gesamten Schul- und Erziehungswesens sowie jeglicher Jugendführung, dass die naturgegebenen Rechte der Eltern und die religiös-sittliche Erziehung der katholischen Jugend nach den Grundsätzen des katholischen Glaubens gesichert sind. Verhinderung der religions- und kirchenfeindlichen Propaganda; das Recht der Katholiken, den katholischen Glauben und die christlichen Grundsätze für alle Bezirke des menschlichen Lebens mit allen dem heutigen Kulturstand zu Gebote stehenden Mitteln zu verkünden, zu verteidigen und zu verwirklichen.

Rom, den 6. April 1938

Th. Card. Innitzer, auch im Namen des gesamten österreichischen Episkopates



Peter P. J. Beyerhaus

Sehr geehrter Herr Präses Schneider!

Seit Wochen beschäftigt sich die kirchliche und weltliche Öffentlichkeit mit der im Auftrag der Evangelischen Kirche in Deutschland veröffentlichten Orientierungshilfe zum Thema Ehe und Familie „Zwischen Autonomie und Angewiesenheit – Familie als verlässliche Gemeinschaft stärken“.

Eine heftige Debatte entzündet sich vor allem daran, dass in der „OH“ erklärt wird, die Kirche sei aufgefordert, Familie neu zu denken, von dem Ausgangspunkt her: Beziehung bedeute auch für Christen vor allem eines: ein verlässliches Miteinander.

„Liest man die Bibel von dieser Grundüberzeugung her“, heißt es wörtlich, „dann sind gleichgeschlechtliche Partnerschaften, in denen sich Menschen zu einem verbindlichen und verantwortlichen Miteinander verpflichten, auch in theologischer Sicht als gleichwertig anzuerkennen“.

Das fragliche Dokument, gipfelt in den Aufforderungen:

„Wo sich Menschen in den ihre Beziehungen entscheidenden Lebenssituationen unter den Segen Gottes stellen wollen, sollte die Kirche sich deshalb auch aus theologischen Gründen nicht verweigern.“ Die Form, in der Familie und Partnerschaft gelebt werde, dürfe nicht ausschlaggebend

sein: „Alle familiären Beziehungen, in denen sich Menschen in Freiheit und verlässlich aneinander binden, füreinander Verantwortung übernehmen und fürsorglich und respektvoll miteinander umgehen, müssen auf die Unterstützung der evangelischen Kirche bauen können.“

Die im Namen der EKD ergangene Erklärung stellt – so ist aus theologischer Sicht zu konstatieren – mit diesem neu eingeführten Konzept eine Revolution in der gesamten bisherigen Tradition evangelischer Ehe- und Familienethik dar. Sie steht auch im Gegensatz zu fast allen Stellungnahmen, welche die EKD und ihre Gremien bisher zu diesem lebenswichtigen Thema abgegeben haben. Bisher wusste man, dass die Kirche nicht das segnen darf, was Gott nicht segnet.

Weshalb „Revolution“? De facto verabschiedet sich die evangelische Amtskirche damit von dem uns in der Bibel gewiesenen Leitbild der Ehe zwischen einem Mann und einer Frau als Stiftung Gottes des Schöpfers. Er hat auf diese seinen Ursegel gelegt, damit sie seine Aufforderung verwirklichen können, fruchtbar zu sein und die Erde zu füllen, um so in Seinem Auftrag die Herrschaft über alle irdischen Wesen auszuüben (1. Mose 1,-26-29).

Auch Jesus hat sich eindeutig zu diesem Schöpfungsplan für die unauf lösbare Ehe zwischen Mann und Frau bekannt (Matthäus 19,4-6) und sie für bleibend verbindlich erklärt.

Zwar gesteht auch die OH dem traditionellen Familienmodell Gültigkeit zu, jedoch nicht mehr als einziger Form des familiären Zusammenlebens. Stattdessen werden auch moderne Formen des Zusammenlebens als gleichberechtigte Alternativen in Schutz genommen. Homosexuelle und lesbische Partnerschaften wie auch „Patchwork-Familien“ werden nicht mehr als Ausdruck bzw. Folgen sündhaften Vergehens gegen das sechste Gebot verstanden, sondern in der christlichen Gemeinde als legitim

willkommen geheißen. Dadurch aber beugt sich die protestantische Kirche in Anpassung an den Zeitgeist dem sittlichen Verfall und der Auflösung der Grundlagen unserer christlich-abendländischen Kultur. Sie betrachtet sie als eine der heutigen Zeit entsprechende Entwicklung, die hinzunehmen, ja anzuerkennen sei.

Dagegen haben verantwortliche evangelische Christen, einschließlich bekannter Bischöfe wie Frank Otfried July und Hartmut Löwe, wie auch die Vorsitzenden der Deutschen Evangelischen Allianz Dr. Michael Diener und der Konferenz Bekennender Gemeinschaften, Pastor Ulrich Rüß, schärfsten Protest eingelegt. Dazu ertönen aus der Römisch-Katholischen Kirche Stimmen, die in diesem Alleingang eine ernste Gefahr für die ökumenische Gemeinschaft zwischen den Konfessionen erblicken.

Was diesem skandalösen Vorgang nun die Krone aufsetzt, ist die Tatsache, dass kein Geringerer als Sie, Herr Dr. Schneider, sich als Ratsvorsitzender der EKD und Präses der Ev. Kirche im Rheinland mehrmals in der Öffentlichkeit positiv zu dem unsäglichen Familienpapier geäußert und es gegen die Kritik von kirchlicher und weltlicher Seite verteidigt haben.

Sie taten es beim Jahresempfang der EKD am 27. Juni in Berlin, bei dem Sie die scharfe Kritik an der OH mit den Worten zurückwiesen, die traditionelle lebenslange Familie bleibe „das Leitbild unserer Kirche, aber nicht mehr die einzige Form, die auf den Segen Gottes hoffen kann.....“ „Wir können und dürfen als evangelische Kirche unsere Augen nicht vor der gesellschaftlichen Realität verschließen“. Im gleichen Sinn äußerten Sie sich jüngst hier in Tübingen bei Ihrem Besuch am 5. Juli. So berichtete das Schwäbische Tagblatt, dem Sie ein Interview gaben, unter der Überschrift: „Auf dem Weg zur modernen Partnerschaft. – Nikolaus Schneider setzt sich als EKD-Ratsvorsitzender für ein neues Verständ-

nis von Familie und für mehr Ökumene ein.“

Welchen moralischen Flurschaden die OH der EKD und deren Ratsvorsitzender anrichten, kann ich hier vor Ort miterleben.

Die „Orientierungshilfe“, die in Wirklichkeit eine „Desorientierungshilfe“ darstellt, bildet nicht nur eine aktuelle sittliche Gefahr; sie ist auch fahrlässig oberflächlich erarbeitet. Das lässt sich leicht an dem Gebrauch missverständlicher bzw. bewusst missdeuteter Bibelstellen aufzeigen.

Der Informationsdienst der Evangelischen Allianz ideaSpektrum zitiert in seiner Ausgabe vom 27. Juni einige Schlagzeilen, unter denen Presseorgane über die OH kommentierend berichten: „Schwafelkirche in Selbstauflösung“ (Cicero Magazin) – „Murks“ (FAZ) – „Es ist zum Katholischwerden!“ (Wiesbadener Kurier). Der letztgenannte Ausruf entstammt dem Urteil des ehemaligen Verfassungsrichters Hans-Joachim Jentsch. Es ist besonders ernst zu nehmen; bringt es doch die Reaktion zahlreicher anderer evangelischer Christen zum Ausdruck, auch die meine.

Das Alarmierende ist: Immer mehr glaubenstreue evangelische Christen empfinden, bei ihrer reformatorischen Mutterkirche ihre geistliche Heimat verloren zu haben. Diese jüngste Verlautbarung ist nach der Verabschiedung des Pfarrdienstgesetzes, welches das Zusammenleben homosexueller Paare in evangelischen Pfarrhäusern sanktioniert, ein weiterer bedrohlicher Schritt in dieser Richtung. Jene Christen ringen darum ernstlich mit der Frage, ob sie in die Katholische Kirche übertreten sollen. Zwar gibt es auch hier, wie die aufgedeckten Missbrauchskandale zeigten, sexuelle Verwilderung; doch das päpstliche und bischöfliche Lehramt der Römisch-Katholischen Kirche ist bisher intakt geblieben. Es bietet den Gliedern eine eindeutige geistlich-ethische Orientierung auf dem Boden von Bibel und Tradition.

In der Evangelischen Kirche, der

„Kirche des Worts“, hingegen ist das schon lange nicht mehr der Fall. Man denke nur an einige ihrer Stellungnahmen zu Themen wie Abtreibung, Euthanasie, Embryonen-Experimente und Segnung gleichgeschlechtlicher Paare. In diesen allen schaden die protestantischen Kirchen nicht nur sich selbst; sie zerstören in mehreren europäischen Ländern damit auch die ökumenische Gemeinschaft, die sie bis dahin in ethischen Fragen mit der Katholischen und der Orthodoxen Kirche verband. Auch hohe katholische Amtsträger sehen das



Präses Dr.
Nikolaus Schneider

so. Dass daraus eine Gefahr für die Fortsetzung des interkonfessionellen Dialogs erwachsen ist, ist nur ein Aspekt der fatalen Auswirkungen der geschehenen Weichenstellungen.

Nun frage ich Sie, Herr Dr. Schneider, in Konsequenz des Gesagten:

Wollen Sie es in Kauf nehmen, dass Sie sich durch Ihre Bejahung und Apologie dieser Desorientierung weiter schuldig an der ethischen Verwirrung in den evangelischen Gemeinden machen? Mehr noch: Wollen Sie das Ihnen anvertraute exponierte Amt, das vor Ihnen u.a. so herausragende Persönlichkeiten wie

Theophil Wurm, Otto Dibelius und Hermann Dietzfelbinger vorbildlich ausgeübt haben, vollends durch ein bewusstes Mitwirken an der Zersetzung der von Gott gegebenen Schöpfungsordnung von Ehe und Familie in unserem Volk beflecken?

Oder sind Sie unter dem Eindruck des durch das EKD-Papier und Sie selber entfesselten Sturms bereit, eigene Fehlorientierung einzugestehen und sich angesichts der Heiligkeit Gottes – möglichst gemeinsam mit dem gesamten Rat der EKD – von ihm zu distanzieren?

Sollten Sie sich dazu durchringen, so dürfen Sie sich der dankbaren Unterstützung vieler Amtsträger und Gemeindeglieder in den evangelischen Landeskirchen gewiss sein, auch der Bekennenden Gemeinschaften in den evangelischen Kirchen Deutschlands.

Sollten Sie, Herr Dr. Schneider, jedoch – was Gott verhüte! – in Ihrer bisherigen Haltung verharren, so fordere ich Sie im Namen vieler ähnlich denkender Mitchristen hiermit öffentlich auf:

Legen Sie bitte Ihr Hirtenamt als Ratsvorsitzender der EKD, das Sie – und ob aus dem Willen zur Güte heraus – zu einem Kompromiss mit höchst einschneidenden Folgen missbraucht haben, nieder!

Tun Sie dies ebenso bereitwillig, wie das einsichtiger Weise Ihre Vorgängerin im Amt, Frau Dr. Margot Käßmann, nach ihrer im Trunk vollzogenen Rotlicht-Überquerung getan hat. Dabei war ihr Vergehen verhältnismäßig harmlos; denn sie hat gegen die von Menschen aufgestellte Verkehrsordnung verstoßen; Sie, Herr Präses Schneider, aber haben sich öffentlich den Ordnungen Gottes widersetzt!

Es grüßt Sie mit dem Ausdruck des Bedauerns

Peter P. J. Beyerhaus

*(Universitätsprofessor em.
und Ehrenpräsident der
Internationalen Konferenz
Bekennender Gemeinschaften)*

Pilgerndes Volk Gottes

Gedanken über das Wallfahren

Sommerzeit ist Urlaubszeit – doch mancher wird sich vielleicht auch auf den Weg des Pilgerns machen. Er möchte Gott suchen auf dem Weg zu einem Wallfahrtsziel – allein oder in Gemeinschaft.

Vor einigen Jahren ist das Pilgern wieder richtig in Mode gekommen. Doch oft ging es um Selbsterfahrung und weniger um die Begegnung mit dem Gott, den Jesus Christus uns

Pilgergruppen werden wahrgenommen, freilich manchmal auch belächelt, ja verlacht – aber es kommt auch vor, dass Außenstehende nicht ohne Bewunderung stehen bleiben und Fragen stellen: „Warum macht ihr euch auf einen so strapazenvollen Weg?“ Die Antworten können vielfältig sein – zum Beispiel: „Weil ich gerade hier in diesem gemeinsamen Auf-dem-Weg-sein durch das Gebet

Die vielen Menschen an den großen Wallfahrtsorten dürfen aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass mancherorts in den Pfarreien das Interesse am Pilgern, gerade bei Fußwallfahrten, abnimmt. Die Älteren können nicht mehr laufen, und die Jungen sind schwer zu gewinnen. Beeindruckend aber ein Erlebnis aus meiner Ingolstädter Heimatpfarre: Zur traditionellen Fußwallfahrt



als Vater verkündet hat, auch wenn die Ziele durchaus die altbekannten christlichen Wallfahrtsorte waren – allen voran Santiago di Compostela, wo immerhin der Apostel Jakobus verehrt wird.

Ein Zeugnis des Glaubens

Dennoch gibt es aber immer noch viele Wallfahrer, die nach wie vor wirklich Christus suchen und im Glauben an ihn tief verwurzelt sind. Als Fußgänger in Gruppen unterwegs, zuweilen mit einem großen Pilgerkreuz an der Spitze, ziehen sie betend über die Felder und geben auf diese Weise auch ein Zeugnis für das christliche Leben.

Gott näher komme.“ Oder auch: „Weil Gott es mir wert ist, dass ich mich für ihn anstrengte. Immerhin hat er in Jesus Christus noch viel größere Strapazen ertragen, um mich zu erlösen.“

Beeindruckend ist schließlich auch die Gegenwart vieler Pilger an unseren Wallfahrtsorten. Ja, es hat auch meinen Glauben gestärkt, wenn ich etwa in Altötting die vielen Beter in den Kirchen oder vor dem Gnadenbild erlebt habe. Alt und jung kommen, um sich von der Gottesmutter an die Hand nehmen zu lassen und so zu Christus zu gehen. In den Wallfahrtsstätten wird deutlich, dass der Glaube lebendig ist, dass er Sinn gibt, Trost und Hoffnung schenkt – spüren lässt, dass Gott nah ist.

in einen rund 25 Kilometer entfernten Wallfahrtsort haben sich in diesem Jahr morgens um fünf Uhr neun Wallfahrer bei strömendem Regen auf den Pilgerweg begeben – und alle haben sie durchgehalten, zu Ehren Jesu Christi.

In christlicher Tradition

Die Tradition des Wallfahrens geht für uns Christen bis ins alte Israel zurück: Zentrum des jüdischen Glaubens war bis zu seiner endgültigen Zerstörung im Jahr 70 n. Chr. der Tempel in Jerusalem. Hier war die Wohnung Gottes, und darum war es wichtig für alle Juden, dorthin zu pilgern.

Auch Jesus machte sich mit seinen Eltern als Zwölfjähriger auf den Weg, Hier kommt es zu der bekannten Episode, die sogar in das fünfte Gesätz des freudenreichen Rosenkranzes Einzug gehalten hat: Als Maria und Josef mit ihrer Pilgergruppe Jerusalem verlassen, ist Jesus auf einmal verschwunden. Die Eltern suchen ihn verzweifelt und finden ihn im Tempel. Auf die vorwurfsvolle Frage Mariens, warum er ihr und Josef das angetan hat, antwortete Jesus: „Wusstet ihr nicht, dass ich in dem sein muss, was meines Vaters ist.“

Es ist bemerkenswert, dass auch der erwachsene Jesus nach Jerusalem geht, um dort sein Werk zu vollenden. Er macht sich mit seinen Jüngern auf den Weg in die Stadt Gottes. Hier wird er zuerst wie ein König aufgenommen, dann aber verurteilt und gekreuzigt.

Schon mit der Einsetzung der Eucharistie beim Letzten Abendmahl und schließlich mit der Auferstehung und Himmelfahrt hat aber die Universalstellung Jerusalems für den Christen nicht mehr die Bedeutung wie für Israel. Denn Gott hat jetzt nicht mehr nur Heimat im Tempel – er ist letztlich in der Eucharistie in allen Kirchen präsent.

Die Vision von der Stadt Gottes aber bleibt – Johannes hat sie in seiner Apokalypse beschrieben als Himmlisches Jerusalem (Offb 21) und greift da aber auch auf ein Bild der Alten Testaments zurück: die Wallfahrt aller Völker am Ende der Zeiten zum Berg Zion (also Jerusalem) bei Jesaja. (Jes 2,1-5).

Dennoch können wir Christen sagen, dass wir nicht – wie die Juden zur Zeit Jesu, als der Tempel noch existierte – zur wirklich intensiven Gottesbegegnung in eine Stadt Gottes gehen müssen. Uns ist es geschenkt, dass eine solche Begegnung in jeder katholischen Kirche möglich ist, wo Gott im Tabernakel anwesend ist.

Zum Altare Gottes will ich treten

Wie die frommen Juden und mit ihnen Jesus den Weg zum Tempel als Wallfahrtsweg gestalteten, so können und sollten auch wir Christen den Weg zum Besuch der heiligen Messe als Pilger gehen. Warum nicht auf dem Weg zur Kirche schon einmal ein Gesätzchen des Rosenkranzes beten,

einen Hymnus aus dem Stundengebet oder einen jener Psalmen, die Israel betete, wenn es nach Jerusalem zog? Mir persönlich sagt besonders Ps 122 zu, wo es am Anfang heißt: „Ich freute mich, als man mir sagte: ‚Zum Haus des Herrn wollen wir pilgern.‘ Schon stehen wir in deinen Toren, Jerusalem: Jerusalem, du starke Stadt, dicht gebaut und fest gefügt. Dorthin ziehen die Stämme hinauf, die Stämme des Herrn, wie es Israel geboten ist, den Namen des Herrn zu preisen. Denn dort stehen Throne bereit für das Gericht, die Throne des Hauses David“ (Ps 122,1-5). Ein schönes Gebet ist auch der Vers aus dem Psalm 43, der im außerordentlichen Ritus der heiligen Messe wichtiger Bestandteil des Stufengebets ist: „Zum Altare Gottes will ich treten, der mich erfreut von Jugend an“ (Ps 43, 4).

Dass der Besuch der heiligen Messe als Pilgerweg verstanden werden kann, drückt auch der Einzug des Priesters und der liturgischen Dienste zu Beginn aus, besonders dann, wenn er als großer Einzug durch die Reihen der teilnehmenden Gottesdienstbesucher gestaltet ist.

Christliche Pilgerstätten

Wenn nun aber Gott in allen Kirchen zu finden ist, welchen Sinn haben dann für den Christen Wallfahrten? Zum einen geht es um den Besuch von Pilgerorten, die an große Gestalten des Glaubens erinnern. Eine Wallfahrt ins Heilige Land verweist dabei sogar auf den Mensch gewordenen Sohn Gottes selbst, der hier wirkte. Darüber hinaus erinnert das Heilige Land bereits an die heiligen Apostel, die Jesus begleiteten, und natürlich an die Gottesmutter und viele andere Weggefährten Jesu.

Namentlich an Petrus und Paulus erinnert Rom – und es ist gewiss auch ein besonderes Erlebnis, an ihren Gräbern zu beten und sich an ihren großen Mut zur Verkündigung des Glaubens zu erinnern. Ähnlich verweist Santiago auf den heiligen Jakobus. Auch das Rom des Nordens, die Stadt Köln, ist ein Wallfahrtsort, in dem biblische Gestalten verehrt werden, die Jesus gekannt haben: die Weisen aus dem Morgenland, im Volksglauben auch bekannt als Heilige Drei Könige.

Vorbildlichen Heiligen späterer Zeiten kommt man bei Wallfahrten auf die Spur, wenn man etwa nach As-

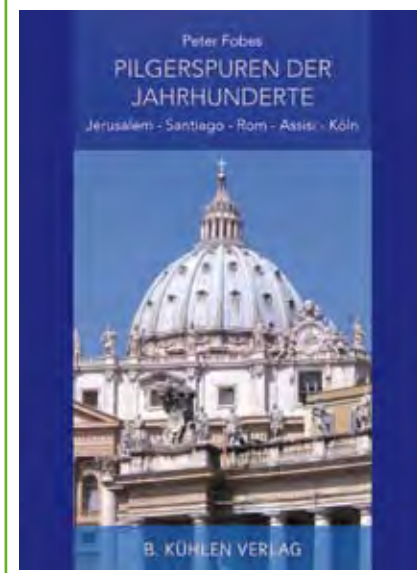
sisi reist, wo Franziskus wirkte, nach San Giovanni Rotondo, wo Pater Pio lange lebte oder an die Geburtsorte der bald heiligen Päpste Johannes Paul II. und Johannes XXIII.: nach Wadowice in Polen und Sotto il Monte bei Bergamo in Norditalien.

Viele Wallfahrtsorte sind Stätten, wo Menschen Trost und zuweilen Heilung von Krankheiten oder Rettung in Not erfahren. Hier sind besonders viele Marienwallfahrtsorte wie Lourdes oder Altötting zu nennen. Gerade im nördlichen Oberbayern ist auch Mindelstetten bei Ingolstadt solch ein Ort, hat doch hier die jahrelang kranke Anna Schäffer ein heiligmäßiges Leben geführt und dadurch vielen Leidenden Stärkung in ihrer Not gegeben.

So verweisen die Pilgerorte auch wieder auf das große Wirken Gottes, der es letztlich ist, der Heilung und Stärkung im Glauben schenkt. An den Pilgerstätten der Kirche kommen immer wieder Menschen zusammen, um diesem Gott zu begegnen, ihm näher zu kommen. Da wird auch deutlich, dass das ganze Leben ein Pilgerweg ist, hin zur Ewigen Heimat in Gott. □

Buchtipp zum Thema:

Eine interessante Hinführung zu christlichen Pilgerstätten ist das vorliegende Buch „Pilgerspuren der Jahrhunderte“ von Br. Peter Fobes OFM. Der Autor stellt die Wallfahrtsorte Jerusalem, Rom, Santiago di Compostela, Assisi und Köln vor. Das Buch ist erschienen im B. Kühlen-Verlag Mönchengladbach (ISBN: 978-3-87448-351-3) und ist für 7,- Euro im Buchhandel erhältlich.



Die Herde ist größer als gedacht

Was der Zensus über die Kirchen in Deutschland offenbart

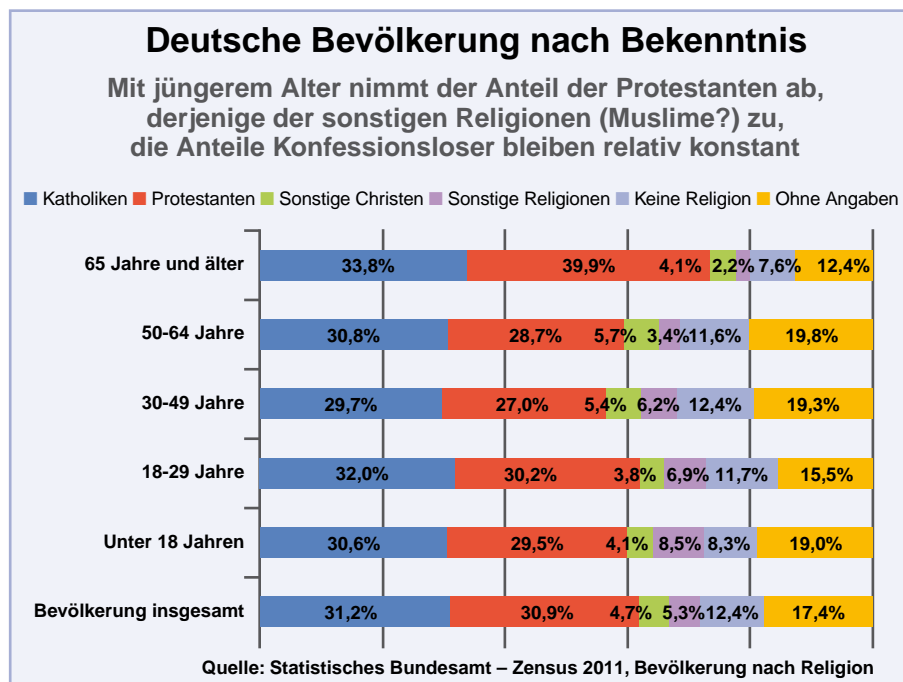
Wie schmerzhaft Schrumpfprozesse sein können, zeigen in Deutschland schon heute die Kirchen. Sie müssen immer mehr Gotteshäuser aufgeben, „umnutzen“ oder sogar abreißen lassen. Der Grund für das epidemische „Kirchensterben“ ist der Mangel an Gläubigen: In den letzten fünfzig Jahren ist nach Angaben des Sekretariats der Deutschen Bischofskonferenz die Zahl der katholischen Gottesdienstteilnehmer von mehr als 11 Mio. auf heute gerade noch drei Millionen zurückgegangen. Im Vergleich zur evangelischen Kirche ist diese Zahl noch immer beachtlich. Das Kirchenamt der EKD zählt im Band „Evangelische Kirche in Deutschland. Zahlen und Fakten zum kirchlichen Leben (Hannover 2012, S. 15) selbst am Karfreitag nur etwa eine Million Gottesdienstbesucher. „Leere Kirchen“ sind im deutschen Protestantismus seit vielen Jahrzehn-

ten bekannt; inzwischen sind sie als „ökumenisches“ Phänomen sinnbildlich für die fortgeschrittene Säkularisierung.

Aber für die christlichen Kirchen, die nicht wenige schon in der Bedeutungslosigkeit verschwunden sehen, bietet der neue Zensus eine erfreuliche Überraschung: Es gibt in Deutschland mehr Christen als die Kirchen selber meinten. Während die EKD und die Deutsche Bischofskonferenz den Anteil der Christen zuletzt auf 62% bezifferten, gehören dem Zensus zufolge zwei Drittel (66,7%) der Menschen in Deutschland einer christlichen Kirche an. Das geht deutlich aus den jüngsten Daten des Statistischen Bundesamtes hervor (siehe soziodemographische Daten: Erwerbstätigkeit, Bildung, Migration, Religion, unter www.destatis.de). Das hat zwei Gründe: Zum einen haben die Kirchenstatistiker

die Zahl ihrer eigenen Mitglieder, also der Katholiken bzw. Protestanten etwas zu gering geschätzt. Zum anderen, und noch wichtiger, haben sie die Zahl anderer Christen, vor allem aus den Ostkirchen unterschätzt. Das sind knapp fünf Prozent der Bevölkerung, ihr Anteil liegt damit fast genauso hoch wie der Anteil der Anhänger nichtchristlicher Religionen (5,3%). Dazu gehören die Muslime, deren Anteil im Zensus nur bei zwei Prozent liegt. Diese überraschend niedrige Zahl könnte auch dadurch bedingt sein, dass manche Muslime von dem Recht Gebrauch machten, zur Religion keine Auskunft zu geben. Der Anteil dieser Befragten ohne Auskunft zum Bekenntnis ist beträchtlich: Er liegt mit 17% deutlich höher als der Anteil der Befragten, die sich als Religionslose bezeichneten (ca. 10%). Ihre Anteile sind dort am größten, wo die meisten Konfessionslosen und die wenigsten Christen leben, also in den neuen Bundesländern. Addiert man die Anteile der Konfessionslosen und der Befragten, die keine Auskunft gaben, dann entspricht dies in etwa dem bisher geschätzten Anteil der Konfessionslosen. Dies spricht dafür, dass es sich bei den Befragten ohne Auskunft zur Religion vor allem um Konfessionslose handelt. Es wäre sinnvoll, diese Zusammenhänge näher zu erforschen, auch um Spekulationen über den wahren Anteil der Muslime in Deutschland vorzubeugen.

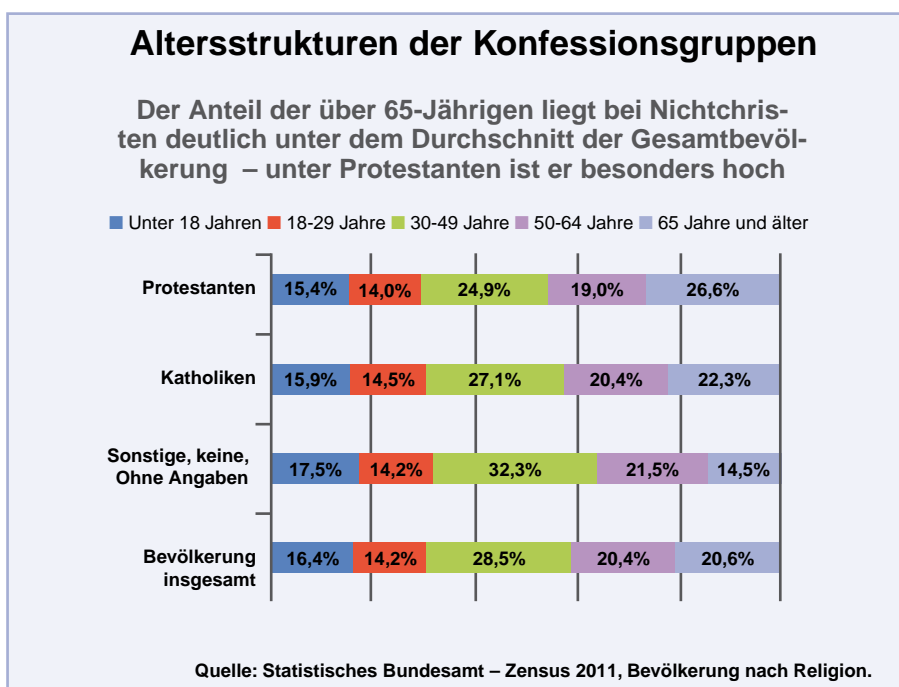
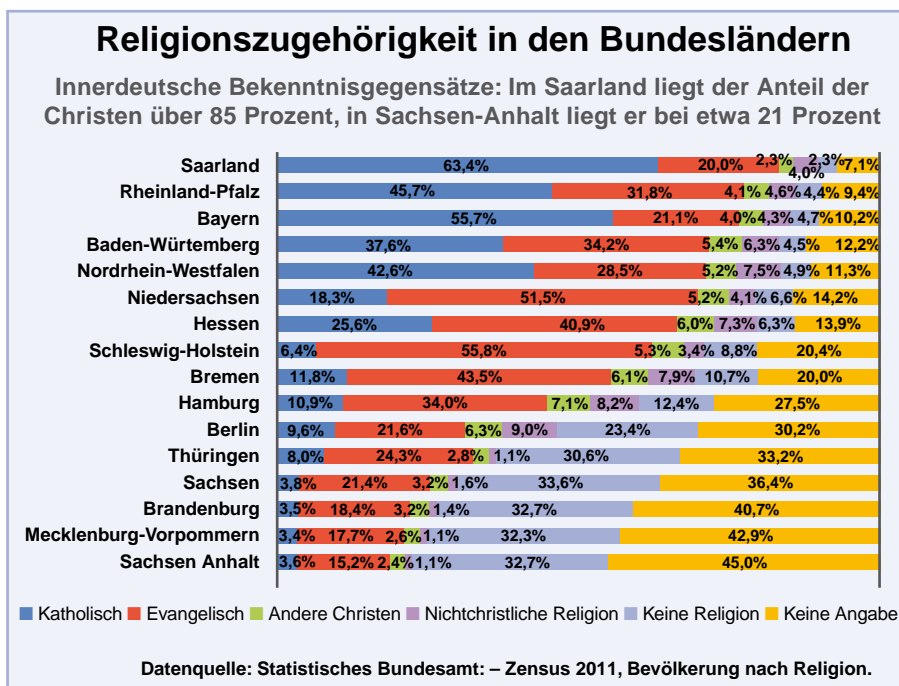
In den neuen Bundesländern, der Ursprungsregion der Reformation und des Luthertums, gehört nur noch ein Viertel der Bevölkerung einer christlichen Kirche an. Mit einem Christenanteil von gerade einmal 21% ist Sachsen-Anhalt das säkularste Bundesland; den Gegenpol zu ihm bildet das Saarland, wo rund 86% der Bevölkerung einer



christlichen Kirche angehören. Über 80% liegt dieser Anteil auch noch in Bayern und Rheinland-Pfalz – die höchsten Christenanteile finden sich also in katholisch geprägten Ländern bzw. Regionen. Der geringere Christenanteil im protestantischen Norddeutschland ist im rasanten Schrumpfen der evangelischen Kirche begründet: Während die Zahl der Katholiken seit Beginn der 1990er Jahre um ca. drei Millionen zurückging, schrumpfte die Zahl der Protestanten um ca. fünf Millionen.

Mit der Schrumpfung eng verbunden ist die Überalterung: Fast 27% der Protestanten sind älter als 65 Jahre, unter den Katholiken gehören 22% und unter den „Nichtchristen“ nur 15% zur Gruppe der 65-Plus (siehe Grafik). Auch zukünftig wird die evangelische Kirche daher noch stärker als die katholische Kirche an Mitgliedern verlieren. Zumindest statistisch betrachtet ist der Protestantismus der Verlierer des sozialen Wandels in Deutschland: Sein Anteil an der Gesamtbevölkerung ist von einst zwei Dritteln auf weniger als ein Drittel geschrumpft – mit weiter fallender Tendenz. Im Deutschen Reich vor 1933 waren etwa zwei Drittel der Bevölkerung evangelisch und ein Drittel katholisch, Konfessionslosigkeit war noch wenig verbreitet. „Kirchenflucht“ setzte erst in den sechziger Jahren ein, sie gilt heute als Signum der Postmoderne.

Von nahezu Null auf ein Drittel gewachsen ist in den letzten 50 Jahren der Anteil der Nichtchristen, während der katholische Bevölkerungsteil mit etwa einem Drittel nahezu konstant geblieben ist. Diese Verschiebung der Konfessionstektonik hat zwei wesentliche Gründe: Erstens die Kirchengaustritte, unter denen die evangelische Kirche wie gesagt noch mehr leidet als die katholische Kirche. Zweitens die Zuwanderung, mit der nicht nur die Zahl der Muslime, sondern auch der ausländischen Katholiken (Polen etc.) wuchs. Im Vergleich zu den Protestanten liegt der Ausländeranteil unter Katholiken deutlich höher; in Großstädten wie Stuttgart oder Frankfurt ist etwa jeder dritte Katholik ein Zuwanderer. Der neue Zensus bestätigt den wachsenden Ausländeranteil unter den Katholi-



ken, derzeit 6%, bei den Protestanten ist es gerade mal 1%. Am höchsten ist der Ausländeranteil unter den „Nicht-Christen“ mit 14%. Hier zeigt sich die gewachsene Zahl der Muslime.

Die wachsende „Multikulturalität“ mag der katholischen Kirche in Deutschland mancherlei Chancen eröffnen; ob sie diese nutzen kann, ist noch völlig offen. Viel wird davon abhängen, ob diese Universalität mehr Beachtung findet als nationalkirchliche Elemente. Konkret: Je stärker die katholische Kirche in

Deutschland ihre Universalität betont, mithin sich nach Rom orientiert, umso mehr stärkt sie die Einheit der Katholiken in Deutschland. Das läuft zwar manchen Affekten zuwider und stößt vielleicht hier und da auf Kritik von Ökumene-Begeisterten. Aber statistisch läge diese Ausrichtung auf Rom durchaus im langfristigen Trend. □

Stefan Fuchs ist wissenschaftlicher Mitarbeiter beim Institut für Demographie, Allgemeinwohl und Familie e.V. (www.i-daf.org).

Vater Staat und Mutter Partei

Wende in der Familienpolitik der CDU? / Vom Krippenkrieg zum Betreuungsgeld / Warum Familie unverzichtbar bleibt

Ein Schwerpunktthema des laufenden Wahlkampfes ist die Familienpolitik. Alle Parteien werben um die Stimmen der Familien. Auch die Union. Aber die CDU hat es schwer, auf diesem Terrain glaubwürdig zu erscheinen. Ein Blick zurück zeigt, dass die letzten beiden Legislaturperioden, in denen die CDU regierte, für die Familien schwere Zeiten waren. Unser Autor zeichnet die Entwicklung dieser acht Jahre bis heute nach und vergleicht die Versprechen der großen Parteien.

hat eins auf den Deckel bekommen“, freut sich die Mitarbeiterin. Flath aber bleibt standhaft. In einem Interview mit dem Deutschlandfunk legt er nach. Das alles erinnere ihn doch sehr an die DDR. Und: Eltern hätten sich schon daran gewöhnt, dass sie von der Politik wenig Anerkennung für ihre Leistung bekämen, aber dass sie sich „jetzt ausgerechnet noch vor der CDU rechtfertigen müssen, wenn sie sich liebevoll um ihren Nachwuchs zuhause kümmern“, das „verschlägt den Leuten regelrecht die Sprache“. So

wa 250.000 Betreuungsplätze für Kleinkinder einzurichten. Jetzt sollten zusätzlich zum „TAG“ noch eine halbe Million Plätze dazukommen, insgesamt also rund 750.000 Betreuungsplätze sollten es nun bis 2013 sein. Damit würden – so hieß es – für 35 Prozent der Kleinkinder Plätze angeboten – wie es auch die EU vorgebe. Einige Unionspolitiker und Experten äußern Zweifel an diesen Zahlen. Andere wissen, dass es sich um eine Empfehlung (keine Richtlinie!) des Europäischen Rates im Rahmen einer „Beschäftigungsstrategie“ handelt; es geht um Beschäftigung im arbeitsmarktpolitischen Sinn. Von einem Bedarf der Familien und entsprechenden Untersuchungen ist nicht die Rede. Dabei ist die Bedarfsberechnung einfach: Im Jahr 2013 würden angesichts der Geburtenzahlen – Prognosen in der Demographie gehören zu den treffsichersten überhaupt – rund zwei Millionen Kinder unter drei Jahren in Deutschland leben. Wenn ein Drittel aufgrund des Elterngelds zuhause betreut wird, bleiben 1,3 Millionen. 750.000 Plätze machen da schon rund 60 Prozent aus. Die Deutschen können Übersoll nach Brüssel melden.

Soviel Plätze werden weder gebraucht noch von den Müttern gewünscht. Aber das stört nicht. Noch 2004 hatte die OECD der Bundesrepublik „einen eklatanten Rückstand bei der Kinderbetreuung für die unter Dreijährigen in Westdeutschland“ bescheinigt – und zugleich den hohen Versorgungsgrad in Ostdeutschland als vorbildlich gewürdigt. Mit der „Krippenoffensive“ wird dieses Versorgungsniveau in Westdeutschland weit übertroffen und Deutschland ein führendes „Krippenland“ in Europa.

Familienpolitik als Arbeitsmarktpolitik. Das kennt man schon seit Marx und Engels. Die beiden sagten: „Erziehung und Fabrikation zusammen!“ (Marx-Engels, Werke Band



Krippenkrieg im Winter 2007: In der Bildzeitung wirft Steffen Flath, damals Kultusminister in Sachsen, der CDU-Familienministerin Ursula von der Leyen vor, mit ihrer Krippenpolitik die DDR „wiederauferstehen“ zu lassen. Sekundiert wird er von Experten und Verbänden, die die neue Familienpolitik kritisch beobachten. Von Kollektiverziehung wie in der DDR, „feministischer Ideologie“ und der Missachtung von Müttern als „Gebärmaschinen“ ist die Rede. Die Ministerin zeigt sich empört, eine enge Mitarbeiterin beruhigt sie: „Das sind doch nur Sektierer“. Parteifreunde der Ministerin werden verständigt, Flath durch Anrufe zurechtgewiesen – „der

Flath. Auch in anderen CDU-geführten Bundesländern grollt es. In Berlin dagegen waltet die Ministerin unangefochten. Sie steht unter dem besonderen Schutz der Kanzlerin. In einem Interview mit der besonders laut applaudierenden *Süddeutschen Zeitung* kündigt sie an, in den nächsten Jahren 500.000 Betreuungsplätze für Kinder unter drei Jahren zu schaffen. Das Programm – nennen wir es „Die Kinder von Vater Staat und Mutter Partei“ – es läuft.

Es ist kein neues Programm. Noch in der Amtszeit von Renate Schmidt hatte die Bundesregierung 2004 das Tagesbetreuungsausbaugesetz (TAG) beschlossen: Es sah vor, bis 2010 et-

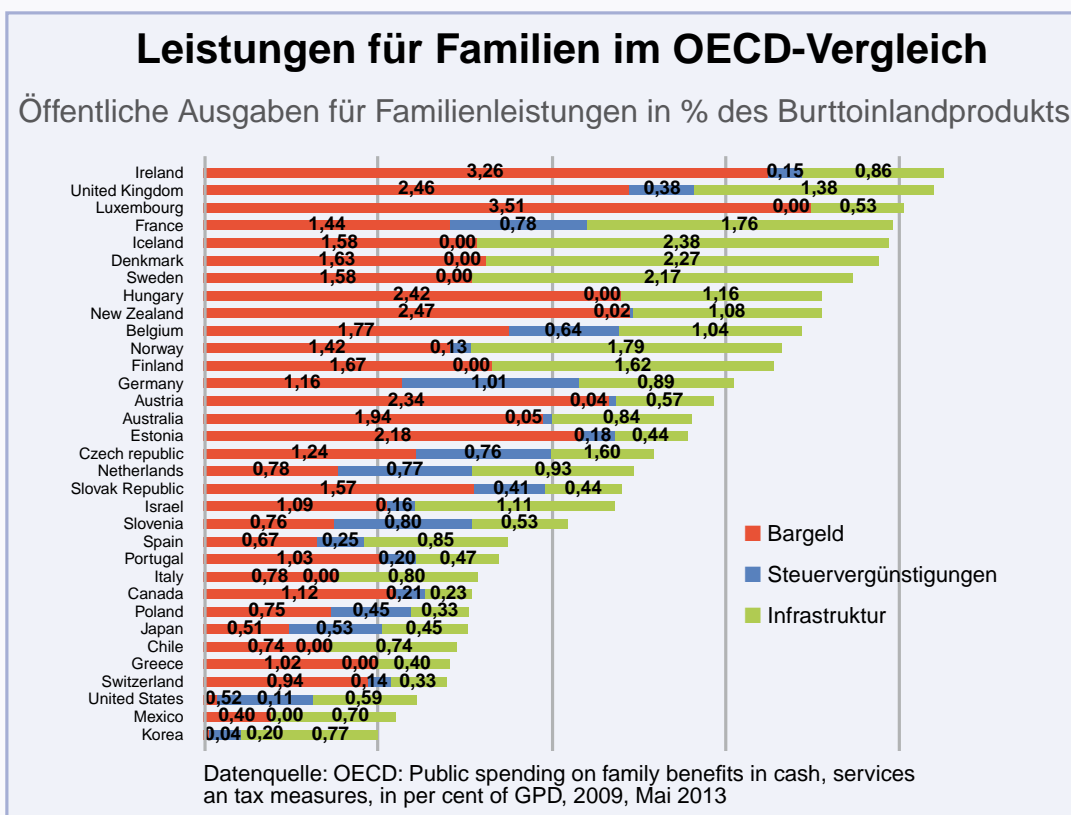
4, Seite 373), Familie habe sich der Produktion unterzuordnen. Dieses arbeitsmarktorientierte Funktions-Denken liegt der neuen Familienpolitik zugrunde. Familie ist nicht mehr Ziel einer Politik, sie besteht nicht mehr aus sich selbst, geht nicht mehr jeder staatlichen Autorität voraus, sondern sie unterliegt – oder so soll es künftig sein – der staatlichen Verfügungsgewalt. Sie hat keine originären Rechte mehr. Artikel 6 des Grundgesetzes? Heute nimmt die Super-Koalition fast aller Bundestagsparteien nur noch den letzten Satz dieses Artikels 6 wirklich ernst. Dort heißt es: „Über ihre (also der Eltern) Tätigkeit wacht die staatliche Gemeinschaft“. Es ist ein furchtbarer Ernst. Denn es geht nicht mehr um das Kindeswohl, sondern um das Funktionseinheit Familie, um die Verfügung über die einzelnen Familienmitglieder. Wahlfreiheit, Subsidiarität, Lastenausgleich – das war gestern. Es handelt sich um einen Paradigmenwechsel gesellschaftspolitischen Denkens, wie ihn die Republik nach dem Krieg noch nicht erlebt hat. Und die CDU kann sagen: Wir haben mitgemacht.

Das neue Leitbild hieß fortan: Die doppelt vollzeiterwerbstätige Familie. Das von der Regierung Kohl eingeführte Erziehungsgeld wird reformiert und dann ersetzt durch das unter Renate Schmidt konzipierte Elterngeld. Es zahlt zwölf Monate Lohnersatz. Früher erhielten geringer verdienende Eltern bis zu 24 Monate Erziehungsgeld. Mütter sollen schneller ins Erwerbsleben zurückkehren – wie es in der Gesetzesbegründung heißt. Das frühere Erziehungsgeld sollte dagegen „als Beitrag zur finanziellen Grundversicherung einer festen Kinderbetreuung durch die Eltern“ dienen und ihre „Erziehungsleistung in der besonders wichtigen Sorge um das Wohl ihrer Kinder in den ersten Lebensjahren“ würdigen. Jetzt, ab dem Jahr 2008, sieht man das Kindeswohl in der

Krippe gewährleistet. Die Betreuung von Säuglingen in der Familie solle durch das Elterngeld „keinesfalls zur Norm erklärt werden“ erläutert die von Ministerin von der Leyen unterbeschriebene Stellungnahme der Bun-

miläre Betreuung soll von frühesten Kindesbeinen an zur Regel werden. Vater Staat wacht darüber.

Eine weitere Lieblingsidee der Strategen im Familienministerium sind „Gutscheine“. Mit Gutscheinen lässt



desregierung zum 12. Kinder- und Jugendbericht. In dem Bericht ist ferner zu lesen, dass die „Vorstellung von „der ausschließlichen und ununterbrochenen Betreuung“ kleiner Kinder „durch eine einzige Bezugsperson, in der Regel durch die Mutter“ von der modernen Bindungstheorie „aufgegeben“ worden sei. Eine nicht belegbare Behauptung. Das Gegenteil gewinnt vor allem im Ausland durch neue wissenschaftliche Ergebnisse in der Hirn- und Bindungsforschung immer mehr Befürworter. In Deutschland dagegen heißt es: „Die Verantwortung dafür, dass Kinder sich positiv entwickeln“ dürfe „nicht einseitig der einzelnen Familie übertragen werden“.

Das 2008 verabschiedete „Kinderförderungsgesetz“ (KiFöG) zieht aus diesen Erkenntnissen die praktische Konsequenz: Es gebe einen Anspruch des Kindes auf „frühkindliche Förderung“. Krippen und Kitas ergänzen nicht die elterliche Erziehung, sondern gelten als unerlässlich für die Sozialisation der Kinder. Aus dieser Perspektive macht die Zahl von 750.000 Betreuungsplätzen Sinn – außerfa-

sich wirksam steuern: Wer Gutscheine bekommt, wird sie einlösen wollen. Einlösen kann er sie aber nur für staatlich vordefinierte Angebote. Eine individuelle Förderung von Kindern nach spezifischen Präferenzen (z. B. Vorliebe für ein bestimmtes Musikinstrument) wird schwieriger, durch die zunehmende Ganztagsbetreuung nahezu unmöglich. Für die CDU bedeutet das einen doppelten Kulturbruch: Weg vom Ordo-Liberalen (stattdessen Dirigismus – siehe Kindergartenpflicht im Parteiprogramm) und weg vom bildungsbürgerlichen Ideal individueller Persönlichkeitsentfaltung, das auch ein Ideal christlich-personaler Erziehung ist, hin zur Ganztagsbetreuung, einer Erziehung nach staatlichem Maß für alle – one size fits all, heißt der Fachbegriff. Dieser anti-liberale Dirigismus wird in Publikationen des Familienministeriums ganz unverhohlen artikuliert: „Die zielgenaue Förderung ist auch der Vorteil des Gutscheins gegenüber einer rein finanziellen Förderung. Nach Auszahlung des Geldbetrags kann nicht nachverfolgt werden, ob dieser zweckbe-

stimmt ausgegeben wird oder nicht“. Der Gutschein ersetzt den Blockwart.

Die Strategie ist einfach: Indem man die wirtschaftliche Basis von Familien schmälert und die Zeitfenster für Familienleben einengt, zwingt man sie de facto zur Erwerbsarbeit. Man nimmt ihnen die Zeit, Beziehung aufzubauen und zu pflegen und führt sie in „Zeitgefängnisse“, was man mittlerweile selbst in angelsächsischen Ländern beklagt. Konkret: Die Große Koalition beschloss schon in den ersten Monaten, das Kindergeld um zwei Jahre zu kürzen, die Eigenheimzulage zu streichen (eine der ganz wenigen Möglichkeiten für Familien, Privateigentum zu bilden und gleichzeitig privat für das Alter Vorsorge zu treffen) und die Verbrauchssteuern zu erhöhen, die Familien natürlich besonders hart treffen.

Heute sind wir in der schönen neuen Welt der jobfixierten Familie angelangt. Wahlfreiheit? Das war gestern. Ausrichtung der Wirtschaft an der Familie? Das war vorgestern. Vertrauen in die Eltern? Das gilt nur für politische Neandertaler, wie die CSU. Aber nach wie vor gilt, was die Päpste sagten, und auch Papst Franziskus liegt auf dieser Linie. An die Teilnehmer des G8-Gipfels in Nordirland richtete er Mitte Juni dieses Wort: „Das Ziel der Wirtschaft und der Politik ist der Dienst am Menschen, angefangen bei den Ärmsten und Schwächsten, wo immer sie sich auch befinden mögen, selbst diejenigen im Mutterschoß. Jede wirtschaftliche oder politische Theorie oder Aktion muss darauf ausgerichtet sein, jedem Erdenbewohner in Freiheit ein menschenwürdiges Leben zuzusichern, das es ihm ermöglicht, eine Familie zu ernähren, Kinder zu erziehen, Gott zu preisen und die eigenen menschlichen Fähigkeiten auszubauen. Das ist das Wichtigste. Ohne diese Sicht der Dinge hat keine wirtschaftliche Tätigkeit Sinn.“

Worin besteht der Dienst am Menschen, wo lernt er ihn, wo lernt er diesen Reflex der Verantwortung und der Solidarität? Alle wissen es: In der Familie. Beispiel Solidarität: Sie wird in der Familie zuerst gelehrt, gelernt und gelebt. Und zwar auf eine osmotische Weise, sozusagen über die Haut eingesogen im täglichen Mit- und Nebeneinander, in

tausend Kleinigkeiten des Umgangs in der Familie, so dass sie nachher wie selbstverständlich zur Persönlichkeitsstruktur der Kinder gehört – oder auch nicht. Je stärker der familiäre Zusammenhalt – eine Chiffre der Soziologen für Liebe – umso intensiver geht das Bewusstsein für Solidarität und Miteinander in Fleisch und Blut über. Das ist eine jener berühmten Voraussetzungen, die der Staat nicht geschaffen hat, von denen er aber lebt, wie Böckenförde sagt.

Das sei doch nur eine Frage der Wertevermittlung, meinen die Fans der Arbeitsmarktgesellschaft, oder eine Frage der Bildung,

wie Professor Börsch Supan behauptet. Wertevermittlung könne auch in der Arbeitswelt oder der größeren Solidargemeinschaft namens Gesellschaft geschehen. Aber das gilt nur sehr begrenzt, denn die Gesellschaft ist im Vergleich zur Familie ein Kollektiv ohne Gesichter, ohne Namen. Nur die Familie kennt die Person, hier wird die Konstante der persönlichen Beziehung lebendig, die Werte sichtbar macht und zeigt, wofür und für wen man sie lebt. Gesellschaft ist namenlose Sachgemeinschaft, sie erzeugt weder Liebe noch Solidarität, sie lebt aber von ihr. Als Sachgemeinschaft ist die Gesellschaft auch dem Wandel der Arbeitswelt unterworfen. „Vor 25 Jahren noch“, schrieb der amerikanische Soziologe Fitzhugh Dodson schon Mitte der siebziger Jahre, „bereiteten die Väter ihre Söhne auf ein Leben als Erwachsene vor, das dem ihren sehr ähnlich war.

Unsere Kultur aber ändert sich mit solch einer Geschwindigkeit, dass dies nicht mehr möglich ist. Man weiß, dass von hundert Kindern, die heute auf einem Schulhof spielen, fünfzig Berufe ausüben werden, die heute noch gar nicht existieren. Die Väter können diese ihre Kinder also gar nicht auf ein Leben, wie sie es führen, vorbereiten. Der Wandel der Gesellschaft geht zu schnell voran.“ Konstant aber bleibt die persönliche Beziehung. Für sie zählt nicht, was der andere hat – Geld, Güter, Ideen –, sondern was er ist: Vater, Sohn,

Mutter, Tochter, Freund – alles Menschen, Gesichter mit Namen. Für sie lebt man Solidarität.

Erziehung zu Gemeinsinn, zu Toleranz, Ehrlichkeit, Hilfsbereitschaft, Treue, Verantwortung – die berühmten soft skills oder human assets, wie die Personalchefs sagen – alles Tugenden, wie ältere Generationen es noch formulieren, Tugenden, wovon Gesellschaft, Staat und Wirtschaft leben. Die Familie ist der gesunde Nährboden für die Sozialisierung der Person, das geistige Umfeld für das Hineinwachsen in die Gesellschaft. Es ist bezeichnend, dass – folgt man der wissenschaftlichen Literatur – „die Erzeugung solidarischen Verhaltens“ als ein Grund für den verfassungsrechtlichen Schutz der Familie genannt wird. Es sei eine Leistung, die in der Familie „in einer auf andere Weise nicht erreichbaren Effektivität und Qualität“ erbracht werde. Die Hirn- und Bindungsforschung bestätigt das. Der Göttinger Hirnforscher Gerwald Hüther sagt es so: „Jedes Kind kommt mit zwei wichtigen Grunderfahrungen auf die Welt, die fest in seinem Gehirn verankert sind: Das ist einerseits die Erfahrung engster, vertrauter Verbundenheit und andererseits die Erfahrung, aus dieser Sicherheit bietenden Verbundenheit heraus immer wieder neu über sich hinauswachsen zu können. Das aus diesen beiden Erfahrungen entstehende Vertrauen bildet die Grundlage für die enorme

Offenheit und Lernfähigkeit, Entdeckerfreude und Gestaltungslust, mit der sich alle Kinder auf den Weg machen“. Der Bremer Hirnforscher Professor Gerhard Roth sagte es Anfang

Juli auf einem Kongress in München so: „Eine positive frühkindliche Bindungserfahrung ist die wichtigste Erfahrung in unserem Leben. Durch sie wird unser individuelles und gesellschaftliches Verhalten bestimmt. Sie führt zu Selbstwertgefühl, Empathie, Verantwortlichkeit. Defizite dagegen führen zu Angst, Depression und bei Männern zu Gewaltneigung.“

Nach acht Jahren arbeitsmarktorientierter Familienpolitik ist jetzt eine kleine Wende zu beobachten. Die Union kehrt zumindest virtuell wieder zu einer originären Familienpolitik zurück – dank der CSU. Betreuungs-

**Franziskus: Ziel der
Wirtschaft ist der
Dienst am Menschen**

**Die Ziel-Trias jeder
Familienpolitik:
Kindeswohl,
Gerechtigkeit,
Wahlfreiheit**

geld und Mütterrente sind ein Stück Anerkennung der Erziehungsarbeit, die Erhöhung der Freibeträge eine Art deutsches Familiensplitting.

Auch die SPD verspricht einiges. Sie will das Kindergeld reformieren. Die Reform sollen die Familien aber selbst bezahlen. Denn sie will das Kindergeld für Geringverdiener-Familien zwar auf 324 Euro erhöhen, zur Gegenfinanzierung aber den Steuerfreibetrag für Betreuung oder Ausbildung streichen. Die Maßnahme wirft Fragen auf, denn schon heute erhalten Eltern mit kleinem Einkommen einen Kindergeldzuschlag bis zu 140 Euro pro Monat, so dass sie bereits jetzt auf mindestens 324 Euro pro Kind kommen (das Kindergeld für das erste und zweite Kind beträgt 184 Euro, für das dritte 190 und ab dem vierten 215 Euro). Wird diese Grenze beibehalten bedeutet die SPD-Reform also schlicht eine Kürzung des Kindergeldes für alle anderen Einkommen und zwar in der Weise, dass man für diese Einkommen den Steuerfreibetrag nicht mehr berechnet. Das ist das Kleingedruckte, das im Wahlkampf gern übersehen wird.

Berechnungen des Instituts der deutschen Wirtschaft und des Demoskopie-Instituts Forsa haben ergeben, dass jede dritte Familie mit 45 Euro monatlich durch das SPD-Programm belastet würde. Auch Alleinerziehende mit einem Kind und einem zu versteuerndem Jahreseinkommen von knapp 32.000 Euro wären betroffen, genauso Familien mit einem Jahreseinkommen von etwa 64.000 Euro.

Das Durchschnittseinkommen in Deutschland liegt bei 34.000 Euro. Das Vorhaben der SPD betrifft also keineswegs nur die „Reichen“.

Allgemein beklagt wird das Schicksal von Alleinerziehenden. Sie zahlen verhältnismäßig mehr Steuern, schon weil sie in der Steuerklasse I eingestuft sind. Für diese (Allein-)Eltern, die es im Leben oft schwer haben und die mit der Erziehung von Kindern einen unverzichtbaren Beitrag für die Gesellschaft leisten, ist es eigentlich nicht zu vermitteln, weshalb jetzt 30 Millionen Euro zusätzlich für die steuerliche Gleichstellung von homosexuellen Paaren mit Ehepaaren bereitgestellt werden, damit auch sie von dem Ehegattensplitting profitieren könnten. Bei Alleinerziehenden zeigt man sich knauserig.

Für Rotgrün ist offensichtlich das Wichtigste, staatliche Krippenplätze zu schaffen und die Eltern so früh wie möglich zu entmündigen. Jürgen Trittin, dem nachgesagt wird, er wolle Finanzminister werden, hat auf dem Parteitag der Grünen erneut betont, dass die Mehreinnahmen durch das stufenweise Abschmelzen des Ehegattensplittings in die Finanzierung von Kitas und Ganztagschulen gesteckt werden sollen. Auch andere Pläne in der Steuer-Erhöungsarie der Grünen sind durchaus familienrelevant. Die Verdoppelung der Erbschaftssteuer zum Beispiel würde in unserem alternden Land auch Durchschnittsfamilien mit einem oder zwei Kindern betreffen. Gleiches gilt für die Erhöhung der Einkommensgren-

ze bei den Beiträgen zur Krankenversicherung.

Alles gut also für die CDU? Nicht ganz. Es bleibt das Thema der Glaubwürdigkeit. Hier kann man nur sagen: An den Früchten werdet ihr sie erkennen. Das von der CSU durchgedrückte Betreuungsgeld ist das eine. Ansonsten sieht man im Korb der vergangenen Legislaturperioden nur Saures. Vor allem die Zeiten der großen Koalition stoßen den Familien noch heute bitter auf. Ziel aber muss es sein, Eltern die Wahl ihres Lebens- und Erziehungsmodells zu erleichtern und somit echte Wahlfreiheit zu schaffen. Die konsequente Orientierung an der Ziel-Trias jeder Familienpolitik, nämlich Leistungsgerechtigkeit für die Familien, Wahlfreiheit für die Eltern und Chancengerechtigkeit für die Kinder könnte als Wesensmerkmal einer genuinen CDU-Familienpolitik herausgestellt werden.

Erhöhung der Freibeträge, Streichen der Kita-Gebühren, Erhöhung des Kindergeldes, Ausbau des Betreuungsgeldes, Anhebung der Mütterrente – Familien leben derzeit in einem virtuellen Paradies. Aber viele Familien kennen schon das Datum der Vertreibung aus diesem Paradies. Es ist der 23. September 2013, der Tag nach der Wahl. Dann ist Schluss mit der Wahlfreiheit, Schluss mit der Leistungsgerechtigkeit, Schluss mit der Solidarität für Familien. Dann gilt wieder der Finanzierungsvorbehalt. Vielleicht aber wird aus der kleinen Wende der Wahlversprechen eine neue Familienpolitik. Es wäre Deutschland und seinen Familien zu wünschen. □

Zum Wohl der Gesellschaft

Als natürliche Gemeinschaft, in der die menschliche Solidarität erfahren wird, leistet die Familie einen einzigartigen und unersetzlichen Beitrag zum Wohl der Gesellschaft. [...] Ein ganz besonderes Verhältnis besteht zwischen der Familie und der Arbeit: „Die Familie bildet einen der wichtigsten Bezugspunkte für den rechten Aufbau einer sozial-ethischen Ordnung der menschlichen Arbeit“. [...] Um dieses Verhältnis zwischen Familie und Arbeit zu bewah-

ren, muss der Familienlohn, das heißt ein Lohn, der ausreicht, um der Familie ein menschenwürdiges Dasein zu ermöglichen, berücksichtigt und geschützt werden. Dieser Lohn muss die Bildung von Ersparnissen ermöglichen, die den Erwerb von Eigentum erlauben und damit Freiheit garantieren: Das Recht auf Eigentum ist eng mit der Existenz von Familien verbunden, die sich auch dank ihrer Ersparnisse und der Bildung von Familieneigentum vor der Bedürftigkeit schützen können.

Es gibt vielfältige Möglichkeiten, den Familienlohn konkret werden zu lassen. Zu seinem Zustandekommen tragen einige wichtige gesellschaftliche Maßnahmen bei wie etwa das Kindergeld und andere Leistungen für Personen, die eine Familie zu ernähren haben, oder auch die Vergütung der von Vater oder Mutter geleisteten häuslichen Arbeit.

Päpstlicher Rat für Gerechtigkeit und Frieden (Hrsg.): Kompendium der Soziallehre der Kirche, Freiburg 2006



Augsburg – mediterranes Flair in Bayerisch-Schwaben

„**Augusta Vindelicum**“ nannten einst die Römer ihre Zivilsiedlung zwischen Lech und Wertach. Über 400 Jahre lang fungierte sie als römische Provinzhauptstadt. Daraus wurde später Augsburg, das als freie Reichsstadt im 15. und 16. Jahrhundert durch den Fernhandel und die Bankgeschäfte hier ansässiger Kaufmannsfamilien, vor allem der Fugger und Welser, zu den Weltstädten der Renaissance zählte. Noch heute erzählen viele schmutzige Gebäude von der historischen Bedeutung Augsburgs, der ältesten Stadt Bayerns und einer der ältesten Städte Deutschlands.

Das Zentrum von Augsburg bilden das Renaissance-Rathaus mit seinem Goldenen Saal und der Perlachturm im Herzen der Stadt. Der bedeutende Stadtbaumeister Elias Holl hat zu Beginn des 17. Jahrhunderts dieses prachtvolle Ensemble gebaut und auch an vielen anderen Stellen dafür gesorgt, dass Augsburg bis heute ein Juwel der Renaissance-Architektur geblieben ist.

Auch durch die Macht der Fugger ist in Augsburg noch etwas von Weltruhm zu spüren. Anton Fugger galt als der wohl reichste Mann der Welt. Sein Vorgänger Jakob Fugger war das Finanzgenie der Renaissance und schuf ein weltweites Handels-

Bank- und Industrieimperium. Er finanzierte den Aufstieg und die Kaiserkrone der Habsburger, er prägte die Münzen der Päpste und bezahlte ihre Schweizer Garde. Mit der Fuggerkapelle in der Annakirche und dem Damenhof in den Fuggerhäusern brachte Jakob Fugger die Renaissance nach Deutschland. Aber auch um bedürftige Bürger Augsburgs kümmerte sich Jakob Fugger und stiftete 1521 die Fuggerei. Die Fuggerei ist heute die älteste Sozialsiedlung der Welt, in der der Jahres-Mietpreis für eine Wohnung noch immer 0,88 Euro beträgt.

Doch die Fugger kannten nicht nur Geld und Geschäfte, sie machten sich auch als Kunstförderer einen Namen. Das Porträt von Jakob Fugger, das von Albrecht Dürer um 1518 gefertigt wurde, befindet sich heute in der Staatsgalerie Alte Meister in der früheren Katharinenkirche des Schaezlerpalais. Dort findet man auch Werke von Bellini, Burgkmaier und Holbein d.Ä., die ebenfalls für die Fugger gearbeitet haben. Das Schaezlerpalais beherbergt außerdem den berühmten Rokoko-Festsaal und die Grafische Sammlung.

Die historische Innenstadt Augsburgs bietet aber noch einiges mehr an Sehenswertem.

Das Maximilian-Museum, im Zen-

trum der Altstadt gelegen, ist das Stammhaus der Städtischen Kunstsammlungen Augsburg. Im Innenhof, dem Viermetzhof mit seiner spektakulären Glasdachkonstruktion, sind die kostbaren Bronzefiguren der Augsburger Prachtbrunnen – Augustus, Merkur und Herkules – beherbergt. Glanzstücke sind außerdem die Augsburger Goldschmiedekunst, Porzellan und Fayencen, Uhren und wissenschaftliche Instrumente sowie die stadsgeschichtliche Sammlung.

Die neue Dependence der Kunstsammlungen und Museen Augsburg im Glaspalast, ein bedeutendes architektonisches Denkmal Augsburgs, profiliert sich mit Ausstellungen zur Kunst des 20. und 21. Jahrhunderts.

In einer der ersten Fabriken Bayerns – der ehemaligen Kammgarnspinnerei – dokumentiert das preisgekrönte Staatliche Textil- und Industriemuseum „tim“ mit Maschinen, Mustern und einem „Laufsteg der Modegeschichte“ die einst europaweite Bedeutung der Industriestadt Augsburg. Die ehemalige Spinnerei war zeitweise die größte Kammgarnspinnerei der Bundesrepublik.

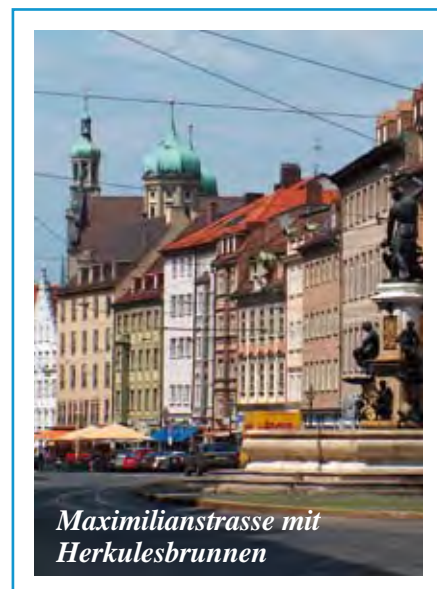
Zwei Gedenkstätten erinnern an weltbekannte Kinder der Stadt: Das Geburtshaus von Leopold Mozart, dem Vater, Erzieher und Lehrer von



Fuggerei mit Blick auf das Rathaus



Botanischer Garten



Maximilianstrasse mit Herkulesbrunnen

Wolfgang Amadeus. Auch der Dramatiker und Lyriker Bertolt Brecht ist in Augsburg geboren, ging hier zur Schule und absolvierte seine ersten literarischen Gehversuche.

Weltbekannt ist auch die Augsburger Puppenkiste. Dort trifft man auf Jim Knopf, Räuber Hotzenplotz, Urmel und viele andere legendäre TV-Marionetten.

Heute ist Augsburg eine moderne Großstadt mit rund 275.000 Einwohnern und einer der bedeutendsten Wirtschaftsstandorte in Bayern. Die Erfindung des bekannten Ingenieurs Rudolf Diesel, der später nach ihm benannte Dieselmotor, gehört zu den bahnbrechenden Erfindungen. Rudolf Diesels Motor lernte in Augsburg das Laufen. Noch heute kann man einige der ersten Dieselmotoren im MAN Museum bestaunen.

Auch unter dem Blickwinkel Erholung ist Augsburg immer eine Reise wert. Um ins Grüne zu gelangen, muss man die Stadt erst gar nicht verlassen. Der Siebentischpark verbindet die Innenstadt mit dem Siebentischwald. Der Zoo und der Botanische Garten grenzen unmittelbar an diesen Park, der mit seinen Teichen, Kanälen, Spielplätzen und Gaststätten ohnehin attraktiv ist. Neben dem Wittelsbacher Park gibt es noch zahlreiche weitere Park- und Grünanlagen im gesamten Stadtgebiet.

Augsburg ist außerdem Mittelpunkt der deutschen „Romantischen Straße“. In nur einer Autostunde erreicht man von Augsburg aus die Schlösser des bayerischen Märchenkönigs Ludwig II. und andere bekannte Städte, wie z.B. Rothenburg mit seiner mittelalterlichen Altstadt oder Nördlingen mit seiner vollständig erhaltenen, rundum begehbaren Stadtmauer.

Augsburg hat auch eine wichtige Rolle während der Reformation gespielt. Im bischöflichen Palast wurde 1530 auf dem Reichstag vor Kaiser Karl V. und den Kurfürsten die „Confessio Augustana“ verlesen. Der „Augsburger Religionsfriede“ gewährte die Parität zwischen den Konfessionen (1555). Die Basilika St. Ulrich und Afra ist ein Beispiel für die Teilung der Kirchenbauten in katholische und protestantische Bereiche. Lernen Sie diese und weitere wichtige Kirchen der Stadt Augsburg kennen.

Der Beitrag wurde von der Stadt Augsburg zur Verfügung gestellt.



Augsburger Skyline

Stadtführungen

Montag, 2. September 2013 und Dienstag, 3. September 2013

Beginn jeweils 10:00 Uhr/15:00 Uhr vor dem Rathaus, Dauer 2 Stunden

Preis pro Teilnehmer: 5 Euro Wir bitten um Anmeldung bis zum 26. August 2013.

Telefonisch: 08191-22687



*Schaezlerpalais,
im Vordergrund
der Herkulesbrunnen*



Schaezlerpalais, Rokokosaal



St. Ulrich und Afra



Anbetung der Hirten
(Hochaltar)



Simpertuskapelle
mit Baldachin

Sacra Augusta Vindelicum

Wenn Du, lieber Gast, nach Augsburg kommst, kannst Du eine Stadt mit Baustellen erleben. Doch Du kannst diese auch umgehen und Dich auf die Architektur, auf die Kunst und auf Technik und Wissenschaft einlassen. Ich möchte Dich jedoch zu Stationen mitnehmen, an denen Du etwas über den christlichen Glauben erfährst, wie Künstler ihn im Bild ausdrücken und wie Menschen ihn überzeugend lebten. Ich kann nur auf wenig hinweisen. Viel mehr wird der kennen lernen, der sich von der Neugier oder besser noch von der Sehnsucht nach der Wahrheit des Glaubens locken lässt.

Die ersten Christen kamen mit den Römern nach Augsburg. Doch erst mit dem Namen Afra konnte für den christlichen Glauben in dieser wichtigsten Stadt nördlich der Alpen am Anfang des vierten Jahrhunderts eine Zeugin identifiziert werden. Mit ihr trat das Christentum in der Stadt Augusta Vindelicum aus der Anonymität in die Öffentlichkeit. Afra (+304) wurde wegen ihres christlichen Glaubens in der Zeit des Diokletian auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Christen bargen ihre Überreste, und in der Nähe ihrer Begräbnisstätte entstanden später nacheinander eine spätrömische Basilika, dann ein vorromanischer und ein romanischer Kirchenbau. Hier fand der im Jahre 973 gestorbene Bischof Ulrich, der mit Hilfe Gottes Augsburg vor den

Ungarn rettete, seine letzte Ruhestätte. Im Jahr 1012 kamen Mönche vom Tegernsee und gründeten das Benediktinerkloster St. Ulrich und Afra, das als Reichsstift bis 1802 bestand. Im Jahre 1937 wurde die Kirche zur Basilica minor erhoben. Zu den Ehrenpflichten einer Basilika gehört es, an bestimmten Tagen den Gottesdienst besonders festlich zu feiern: am Fest der Kathedra Petri (22. Februar), am Hochfest Peter und Paul (29. Juni) und am Jahrestag der Wahl des jeweils regierenden Papstes (im Fall von Papst Franziskus am 13. März). Das Symbol der gekreuzten Schlüssel (claves decussatae), so heißt es im päpstlichen Dekret „Über den Titel einer Basilica minor“ vom 9. November 1989, kann auf Fahnen, auf liturgischen Geräten und im Siegel einer Basilika verwendet werden.

Der katholische Glaube ist im Innern der spätgotischen Kirche, die sich als kostbarer Schrein entdecken lässt, ins Bild gesetzt. Der Hochaltar bezeugt die Menschwerdung des Sohnes Gottes. Er ist der Weihnachtsaltar. Der südliche Seitenaltar, der Osteraltar, erinnert uns an die Auferstehung Jesu und unsere Erlösung, die zum Kern der Verkündigung der Kirche gehört. Zwei Szenen aus dem Leben des hl. Ulrich weisen auf das zentrale Geheimnis der Kirche, die Eucharistie hin. Der nördliche Seitenaltar stellt die Herabkunft des Heiligen Geistes dar. An Pfingsten tritt die

Kirche zum Staunen der Menschheit in die Öffentlichkeit, und der Heilige Geist befähigt die Gläubigen, mit Ihrem Leben für die Wahrheit des Evangeliums einzustehen. Die hl. Afra ist an diesem Altar in den Kreis der sie begleitenden Märtyrerheiligen Ursula, Katharina von Alexandrien, Barbara und Cäcilia hineingenommen. Unter acht Kapellen fällt die Marienkapelle besonders auf, weil sie nur über eine Schneckentreppe erreichbar ist. Das Gnadenbild dort war Mittelpunkt einer regen Verehrung. Eine Anzahl Votivtafeln, datiert von 1702 bis ins 19. Jahrhundert, beweisen ihre Beliebtheit. Im Volksmund heißt sie Schneckenkapelle.

Die 1479 gestiftete Simpert-Kapelle bewahrt die Reliquien des dritten Kirchenpatrons und Augsburger Bischofs Simpert. Das Marmorgrabmal zeigt im Hintergrund der Liegefigur eine Schlüsselszene aus seinem Leben und Wirken. Der Legende nach soll ein von einem Wolf geraubtes Kind nach Anrufung des Heiligen unversehrt nach Hause zurückgekommen sein. Die aus der Vierung zugängliche Unterkirche (Krypta) birgt die Grabstätten der beiden Kirchenpatrone Ulrich und Afra, die jeweils unter den Seitenaltären angelegt sind. Sie bilden so in übertragender Weise Grundpfeiler des Kirchenbaus.

Du könntest leicht einen halben Tag in dieser Basilika verweilen. In



Grabmal des
Hl. Simpertus



Maria die Knotenlöserin



Sankt Peter

Stationen der Rast und Besinnung in Augsburg

Betrachtung und Gebet könnte sich Deine Seele erholen.

Das kann sie aber auch in St. Peter am Perlach. Der Turm von St. Peter und das Rathaus der Stadt gehören zum Wahrzeichen der Stadt Augsburg. Der hl. Michael (Turamichele), der immer noch Schutzengel Deutschlands ist, zeigt sich erst am 29. September oben im Turm und macht allen klar, dass er im Kampf gegen den Teufel siegreich bleibt. Nach der Eingliederung der Reichsstadt Augsburg in das Königreich Bayern im Jahre 1806 wurde der alljährliche Brauch von der bayerischen Regierung verboten, da man das Schauspiel für albern und im Sinne der Aufklärung unwürdig hielt. Erst 1822 wurde das Turamichele-Verbot außer Kraft gesetzt.

Womöglich, ja wahrscheinlich, belastet Dich ein großes oder kleines Problem. Tritt in diese Kirche ein, die seit Anfang des 11. Jahrhunderts viele Menschen gesehen hat. Die Kirche wurde im Ziegelbaustil errichtet und zählt zu den ersten in diesem Stil erbauten Gotteshäusern Süddeutschlands. Eigentlich wollte der Staat Bayern die Kirche abreißen, doch die Bürger konnten eine Eröffnung der Perlachkirche im Jahr 1811 für Gottesdienste erzwingen. Erst 1913 konnte durch eine Vertragsunterzeichnung mit dem Staat Bayern ein sicherer Erhalt der Kir-

che herbeigeführt werden. 1954 wurde St. Peter am Perlach von der Jesuitengemeinschaft übernommen. Im Zweiten Weltkrieg wurde die Kirche am 25. Februar 1944 durch britische Luftangriffe schwer beschädigt. Im Chorraum steht eine Skulptur des hl. Petrus, die der Fugger Octavianus Secundus der Kirche schenkte (1581). In der südlichen Apsis ist das einzigartige Wallfahrtsbild der „Maria Knotenlöserin“ zu sehen. Zur einen Seite des Marienbildes steht die Skulptur des hl. Ulrich von 1520, auf der anderen Seite die Skulptur der hl. Afra aus dem frühen 18. Jahrhundert. Sowohl in der nördlichen als auch in der südlichen Apsis sind bei Restaurierungsarbeiten mittelalterliche Fresken zum Vorschein gekommen. In der mittleren Kapelle kann man den so genannten „Fuggerchristus“ sehen. Das Kreuz soll aus der Stiftung Georg Fugger stammen, die dieser 1522 gemacht hat. Das Bild Maria Knotenlöserin erinnert an die Apokalypse. In ihr heißt es, dass Gott eine Zeit schaffen wird, in der alle Tränen getrocknet werden. Der Bischof Irenäus von Lyon († 202 n. Chr.) hat Maria in seinem Werk „Gegen die Irrlehren“ als Knotenlöserin bezeichnet. Jeder darf mit seinen Lebensknoten zu ihr kommen und sie mit seinen Verknotungen im Leben belasten. Sie wird in Geduld helfen, die Wirrnisse zu entflechten und zu glätten. Gestiftet hat das Wallfahrtsbild im Jahre 1700 der Patrizier Hie-

ronymus Ambrosius Langenmantel, der von 1666 bis 1709 Stiftskanoniker von Sankt Peter am Perlach war. Die Stiftung soll zusammenhängen mit einem Ereignis in der Familie von Langenmantel. Sein Großvater Wolfgang Langenmantel († 1637) stand kurz vor der Trennung von seiner Frau und besuchte deshalb den Jesuitenpater Jakob Rem in Ingolstadt. Pater Rem betete vor einem Marienbild und sprach: „In diesem religiösen Akt erhebe ich das Band der Ehe, löse alle Knoten und glätte es.“ Danach sei wieder Friede zwischen den Eheleuten eingekehrt, die Trennung habe nicht stattgefunden und Hieronymus Ambrosius Langenmantel, der Enkel, habe später zur Erinnerung daran, das Bild der „Knotenlöserin“ in Auftrag gegeben. Auf dem Bild löst Maria gerade einen verwickelten Knoten und zertritt mit ihrem Fuß den Kopf der Schlange. In Anlehnung an die Apokalypse ist Maria mit der Sonne bekleidet, hat den Mond zu ihren Füßen und einen Kranz von Sternen um ihr Haupt. „Es ist gut, dort zu sein“, schreibt einer, der auf wunderbare Weise zu diesem Gnadenbild geführt wurde. Wird uns hier nicht deutlich, dass wir mit unserem fürbittenden Gebet in der Muttergottes, der Knotenlöserin, eine starke und geschickte Helferin haben?

Am Rathausplatz lohnt es sich, eine Pause einzulegen. Von einem Café

aus kannst du den schönen Anblick des Renaissance-Rathauses und des Perlachturms genießen, darfst du den Augustusbrunnen bewundern und über die Generationen nachdenken, die diese Stadt erlebt haben. Hier sitzt man an einem Platz, an dem das Hohe Friedensfest gefeiert wird (gesetzlicher Feiertag in Augsburg am 8. August in Erinnerung an den Augsburger Religionsfrieden: 1648 wurde mit dem Westfälischen Frieden die bereits im Augsburger Religionsfrieden von 1555 vereinbarte Parität wiederhergestellt und bestätigt). Hier sieht man am 29. September erwartungsvoll dem Turamichele entgegen, hier erlebt man auf dem Christkindlesmarkt die Vorfreude auf Weihnachten.

Dann aber gilt es zum Mariendom, der Kathedrale des Augsburger Bischofs und der Diözese, zu gehen. Wenn Du, von der Maximilianstraße kommend, den Hohen Weg hinaufgehst, entlang der Trasse der Tram, gehst du auf den Dom zu. Zur Rechten steht die bischöfliche Residenz. Auf dem Ausgrabungsgebiet siehst du die gekennzeichneten Fundamente einer karolingischen Johanniskirche mit frühchristlicher Taufanlage. Seitlich wurde 1954 eine Römermauer aufgerichtet, in die Repliken von antiken Fundstücken eingelassen sind, deren Originale sich im römischen Museum der Stadt, einer ehemaligen gotischen Dominikanerkirche befinden.

Dann lädt Dich der Mariendom ein. Er wird in seinen Ursprüngen auf die Zeit zwischen dem 5. und 8. Jahrhundert zurückdatiert. Er präsentiert sich im Westen mit einem alten ottonischen Bau (995-1065), mit unverputztem Mauerwerk und den zwei Türmen, im Osten daran anschließend mit dem mächtigen weiß verputzten gotischen Chor (1356-1431) und den bedeutenden Figurenportalen im Süden und im Norden. Das prachtvolle Südportal (um 1356) am Ostchor wendet sich als Schaufassade der bürgerlichen Reichsstadt zu. Die Vorhalle liegt zwischen zwei Strebepfeilern und wird durch Maßwerkbänden und -friese gegliedert. Der Skulpturenschmuck ist größtenteils verwittert oder erneuert. In den Gewänden des Portals stehen Apostelfiguren, am Mittelpfeiler die Gottesmutter. Das dreiteilige Tympanon zeigt vielfigurige Szenen aus dem Marienleben. Die Mutter des Herrn und die Apostel, auf die die Kirche gegründet ist, laden Dich ein. Ist es nicht ein himmlisches Jerusalem, in das Dir Einlass gewährt wird? Hier darfst Du Dir bewusst werden, dass Du in der Gemeinschaft der Glaubenden lebst, dass Du dich eingliederst in den Strom der Beter, die den Glauben treu bewahrt haben. Gewiss, Mose, David und die Propheten, die in den Glasfenstern in einzigartiger Weise zu sehen sind, verkünden zu allen Zeiten, dass Jesus der erwartete Messias ist. Die Heiligen

legen mit ihrem Leben Zeugnis für die Wahrheit des Evangeliums ab, und der Umgang im Chor mit den Kapellen erinnert daran, dass für die Mitglieder des Domkapitels die täglich Feier der heiligen Messe wohl eine Selbstverständlichkeit war. Als Augsburg zum reformatorischen Glauben abfallen wollte, hat Petrus Canisius mit jesuitischem Eifer unermüdlich auch im Dom den Glauben der katholischen Kirche verkündet und mehr als die Hälfte der Abtrünnigen wieder für die Kirche zurückgewonnen. Petrus Canisius: „Ein großes Tor wird sicher geöffnet, um Deutschland zu helfen, wenn wir zu Augsburg aus den Unseren getreue und erfahrene Arbeiter haben.“ Ja, als Katholiken gehören wir zur universalen Kirche. Lassen wir uns in die Verantwortung für den Glauben über unsere Familie, Pfarrei und Diözese hinaus und über die Gegenwart hinaus für die Zukunft einbinden! Nimm Dir Zeit unter dem Kreuzrippengewölbe, suche den Ort der Anbetung vor dem Tabernakel im südlichen Seitenschiff. Wenn Du dann aufbrichst zur vielleicht letzten Station dieses Tages, dann verlass den Dom durch den Westchor. In der Krypta kannst Du ein Gebet verrichten, am Grab von Bischof Josef Stimpfle, der in Treue zum Glauben der Kirche Beschlüsse der Augsburger Synode gegen den Willen der Mehrheit der Synodenteilnehmer im Sinne der Kirche korrigiert hat.



Rathaus mit Perlachturm, im Hintergrund St. Ulrich und Afra



Augustusbrunnen

Verlässt Du dann den Dom am westlichen Ausgang der Südseite, betrachte den überlebensgroßen Christophorus. Wie er Christus auf seinen Schultern trägt, so nimm Du Christus in Deinem Herzen mit, wenn Du jetzt wieder durch die Straßen der Stadt zur letzten Station, der Heilig-Kreuz-Kirche gehst. Ursprünglich im 12. Jahrhundert errichtet, im 14. Jahrhundert abgebrannt, wurde sie im romanischen Stil wieder aufgebaut. Im 16. Jahrhundert wurde sie zu einer gotischen Hallenkirche umgestaltet. Zweihundert Jahre später ließ man die Kirche barockisieren. Augustiner Chorherren feierten hier die Liturgie. Hier sang Leopold Mozart unter den Sängerknaben; in der Kirche und im Konvent musizierte Wolfgang Amadeus Mozart 1777 auf der Durchreise nach Paris. Hat nicht die Liturgie, die Architektur der Kirchen und die bildnerische Darstellung der Glaubensinhalte auch zur Entfaltung der Musik beigetragen? Das Lob Gottes muss auch mit den Gaben zum Ausdruck gebracht werden, die Gott uns Menschen geschenkt hat.

Im Zuge der Säkularisation wurde das Kloster aufgelöst, die Kirche als Wallfahrtsbenefizium betreut. 1932 zogen Dominikaner in das Kloster ein. In der Kirche Heilig Kreuz gedenke besonders der Gegenwart Christi in der konsekrierten Hostie. In Heilig Kreuz gibt es seit 800 Jahren die Wallfahrt zum „Wunderbarlichen Gut“.

Eine Augsburger Frau hatte im Jahre 1194 gleich nach dem Empfang des Allerheiligsten Sakramentes die Hl. Hostie heimlich aus dem Mund genommen und in Wachs eingeschlossen. Fünf Jahre lang bewahrte sie diese Hostie zu Hause in einem Wandschränkchen auf und betete vor diesem stillen Heiligtum. Gequält von Gewissensbissen berichtete sie am 11. Mai 1199 dem damaligen Stiftsprobst von Heilig Kreuz ihre Tat. Freiwillig übergab sie ihm die in Wachs eingeschlossene Hostie. Propst Berthold öffnete das Wachs ein wenig am Rand und fand die Hl. Hostie auf wunderbare Weise verändert. Sie zeigte sich „in dünner, wunderbarer Weise verändert, fleischförmig und mit einem roten Faden ähnlicher Gestalt“. Probst Berthold löste das Wachs von beiden Seiten ab und fand den Leib des Herrn „gleichsam in zwei Teile gespalten, aber mit einigen Äderchen wie mit Banden zusammenhängend“. Auf den Rat seiner Kapitularie berichtete er gewissenhaft den Vorfall dem damaligen Augsburger Bischof. Dieser ordnete an, dass die in Wachs eingeschlossene Hostie „unter Begleitung der Geistlichkeit und des ganzen Volkes mit großer Ehrerbietung in die Domkirche zu übertragen sei“. Dort geschah es dann, dass die zur Verehrung ausgesetzte Hostie unter der Wachshülle von Ostern bis zum Fest des heiligen Johannes des Täufers „vorzüglich während der Messe vor den Augen aller so stark wuchs und anschwell, dass sich das Wachs von

selber völlig ablöste“. Beide Teile, die blutrote Hostie und das Wachs gesondert, schloss Bischof Udalskalk in ein Kristallgefäß und ließ „eines großen Wunders sicher“ die Hl. Hostie in feierlicher Prozession nach Heilig Kreuz zurückbringen. Gegenwärtig wird das Wunderbarliche Gut in einer kostbaren Monstranz aufbewahrt und in Verbindung mit einer neu konsekrierten Hostie verehrt.

In der Kirche Heilig Kreuz kannst Du, lieber Gast, Dich in das Leiden und Sterben Jesu versenken, in Demut danken, dass Jesus sich hingegeben hat, damit Du von den Sünden erlöst wirst und in die Gemeinschaft mit dem dreifaltigen Gott eintreten kannst. Du kannst staunen über das Wunder, dass Jesus in der unscheinbaren Hostie sich mit Dir vereinigen will.

Hier verehere das heilige Kreuz Jesu Christi, durch das und an dem Du erlöst wurdest. In dieser Kirche, die von Dominikanern betreut wird und der ein Kloster angegliedert ist, wurde ein Kreuzpartikel verehrt. Ob diesem Kreuzpartikel im Museum die angemessene Verehrung zukommt?

Lieber Gast! Nur vier Stationen konnte ich Dir in der angemessenen Zeit und im gebotenen Rahmen vorstellen. So darf ich Dir den größten Teil zur eigenen Entdeckung überlassen. □

Zusammengestellt von
Gerhard Stumpf



Dom Unserer Lieben Frau



Dom: Blick durch das Mittelschiff auf den Ostchor



Heilig Kreuz Kirche

50 Jahre Priester! 50 Jahre Sorge für die Menschen und ihr ewiges Heil!

Prälat Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus wird diese Arbeit und diese Treue nicht als eigenen Verdienst ansehen, sondern der Gnade Gottes zuschreiben, die ihn zum Dienst für Jesus Christus berufen hat. „Die Person Jesu Christi und sein Werk bilden

die Mitte nicht nur der Christologie, sondern aller theologischen Disziplinen und sogar der gesamten Wirklichkeit“, schreibt Prälat Ziegenaus zu Beginn des vierten Bandes der Katholischen Dogmatik, die er mit seinem Lehrer, dem späteren Kardinal Leo Scheffczyk in acht Bänden herausgegeben hat.

In seinem priesterlichen Leben blieb er in der Frömmigkeit und in dem verantwortungsbewussten Leben des Elternhauses verankert. Die Liturgie und die Spendung der Sakramente vollzieht er ganz nach der Ordnung der Kirche, wohl wissend, dass der Priester nicht Herr der Liturgie ist,



das Opfer Christi darbringt“ (Band VIII, S. 311). Als Priester wirkt Prälat Ziegenaus immer noch in der Krankenseelsorge am Krankenhaus in Bobingen. Eine Pensionierung des Priesters gibt es für ihn nicht.

Zu seinem priesterlichen Leben gehört eine tiefe Beziehung zur Muttergottes. Als Wissenschaftler beschäftigt er sich vorzüglich mit der Mariologie und beobachtet mit Aufmerksamkeit, was von Marienerscheinungen berichtet wird. Akribisch genau studierte er die Ereignisse in Fatima. In Maria Brunnlein sagte Ziegenaus in einer Predigt: „Maria ist die lebensempfangende Quelle, weil sie Christus empfangen hat, und lebenspendend, weil sie Christus zur Welt gebracht hat“. Der Mariologe liebt große und kleine Orte marianischer Verehrung. Regelmäßig begleitet er auch eine Wallfahrt zu Pater Pio und besucht auf dem Weg dorthin manch andere Orte, die die Erinnerung an Heilige lebendig halten. Dabei spürt man, wie sehr ihm an der Wiederentdeckung des Sakramentes der Buße, der Beichte, gelegen ist.

gefragt, und bereitwillig folgt er Einladungen zu Vorträgen über die Grenzen der Diözese hinaus. Mit Geschick und viel Einsatz kümmert er sich um die Theologische Sommerakademie. Er liebt die Gemeinschaft mit Gleichgesinnten und scheut nicht die Auseinandersetzung mit Andersdenkenden.

Es ist schon faszinierend, wenn Anton Ziegenaus im Gespräch zu einem Tagungsthema Zusammenhänge und Linien aufzeigt, die schließlich ein abgerundetes Ganzes ergeben. Deutlich wird dies z. B. bei der Theologischen Sommerakademie, deren Leitung seit vielen Jahren in seinen Händen liegt.

In Augsburg und Aigen wissen die Teilnehmer seine Arbeit zu schätzen. Ebenso wichtig ist sein Wort im „Forum Deutscher Katholiken“. In einer guten Art und Weise gibt er Rat, immer mit dem Blick nach vorn und stets bereit, sich selbst auch mit Vorträgen oder im Dienst als Priester im Beichtstuhl einzubringen. Der Kongress „Freude am Glauben“, der über die deutschen Grenzen hinaus Aufmerksamkeit findet, und das Forum Deutscher Katholiken stützen sich auf ihn als Wissenschaftler und Priester.

Als Professor und Priester erprobt, bleibt er doch auch Mensch unter



Prälat Anton Ziegenaus in Konzelebration mit Kardinal Leo Scheffczyk



Prälat Anton Ziegenaus im Kreis der Wallfahrer beim Besuch des Klosters Sihadria

sondern Diener, der mit dem Heiligen in der Kirche nicht nach Belieben verfahren darf. „Die Eucharistie stellt ein „wahres und vollkommenes Opfer dar. Die Vollkommenheit besteht nicht in einer menschlichen Leistung oder Gabe, sondern darin, dass der menschliche Priester wahrhaft die Stelle Christi, des höchsten Priesters einnimmt und ihn nachahmt und dann

Als emeritierter Professor pflegt er die Theologie weiterhin. Aufgrund seines klaren Denkens und seiner Haltung, als Lehrer immer im Dienst der katholischen Kirche zu stehen, sah er sich freundschaftlich verbunden mit seinem Lehrer Kardinal Leo Scheffczyk, mit dem er bis zu dessen Tod eng zusammenarbeitete. Seine Beiträge für Zeitschriften wie DER FELS sind

Menschen. Humor und Witz zeichnen ihn aus, die Fähigkeit, Menschen unterschiedlicher Herkunft und Bildung auf der Ebene des Menschlichen zu begegnen. Gott segne das vielseitige Wirken unseres Jubilars und erhalte ihn uns noch lange Zeit!

Redaktion des Fels
Forum Deutscher Katholiken
und Aktionsgemeinschaften

Über die „Innere Freiheit“ kirchlicher Mitarbeiter

Kardinal Bergoglio hat nach seiner Wahl zum Papst den Namen des heiligen Franz von Assisi gegeben. Der Name steht für den Lebensstil des neuen Papstes. Auf die Frage einer Jugendlichen, warum er so leben will, antwortete Papst Franziskus: „Die Armut heute ist ein Aufschrei. Wir müssen überlegen, wie wir ein bisschen ärmer leben, um Jesus ähnlicher zu sein“. Aber Papst Franziskus ist von seiner Ausbildung und Prägung her auch Jesuit. Das wurde deutlich, als er am 6. Juni vor angehenden päpstlichen Diplomaten über das „Freisein“ für den Dienst an der Kirche sprach: „Innere Freiheit bedeutet frei sein von persönlichen Plänen, Verzicht auf Möglichkeiten das Priestertum so zu leben, wie ihr es euch vorgestellt habt. Es heißt auch frei sein im Hinblick auf Kultur und Mentalität, von der ihr herkommt, nicht, um sie zu vergessen oder gar zu verleugnen, sondern, um euch zu öffnen für das Verständnis verschiedener Kulturen und für die Begegnung mit Menschen, die Welten angehören, die euch fremd sind. Vor allem bedeutet „Freisein“ wachsam zu sein und frei von Ehrgeiz und persönlichen Zielen, die der Kirche schaden können. Es geht nicht um eure Anerkennung in und außerhalb der kirchlichen Gemeinschaft, sondern um das höhere Gut des Evangeliums und die Umsetzung der Aufgabe, die man euch übertragen wird. Frei sein von Ehrgeiz und persönlichen Zielen halte ich für sehr wichtig. Das Karrierestreben ist eine Lepra ...“.

In diesen Worten leuchtet der Geist des heiligen Ignatius von Loyola und der Jesuiten auf, die neben den klassischen Ordensgelübten die Bereitschaft geloben, zu jeder Zeit an jeden Ort zu gehen, wo sie die Kirche braucht und wohin sie der Papst ruft. Das hat stets idealgesinnte junge Leute fasziniert und den Orden groß gemacht. Diese Haltung war der große Beitrag der Jesuiten für die Erneuerung der Kirche nach dem Konzil von Trient. Kadavergehorsam? Das Gegenteil ist der Fall! Wer ganz im „sentire cum ecclesia“, d.h. in einer Haltung der inneren Verbundenheit mit der Kirche steht, der kann unter diesem Dach im Engagement für die

Auf dem Prüfstand

Kirche seine individuellen Fähigkeiten voll entfalten.

Als Ignatius von Loyola 1556 starb, hatte der Orden etwa 1000 Mitglieder. Sie waren in der ganzen Welt verstreut, von Amerika bis Indien und Japan. Franz Xaver stand vor den Toren Chinas. Sie waren an allen Brennpunkten, überall wo geistige Auseinandersetzung stattfand, präsent, vor allem an Gymnasien und Universitäten.

Die Geschichte der Kirche ist von ihren Anfängen in der Jerusalemer Urgemeinde bis heute begleitet von Neid, Eifersucht, Machtstreben und fehlender Kooperationsbereitschaft, die Kräfte lähmen und Energien blockieren. Ein aktuelles Beispiel aus jüngster Zeit liefert die Initiative von Peter Seewald mit dem Magazin „credo“, das als Beilage in der „FAZ“ der „Süddeutschen“ und der „Zeit“ erschien. Dieses Magazin mit Berichten, Reportagen, Kommentaren, Statistiken, Zeugnissen und Interviews, „war nicht nur für kirchliche Insider, sondern auch für religiös Heimatlose und randständige Christen“ gedacht. Peter Seewald hat „Großspender“ aufgetrieben und ein professionell produziertes Heft auf die Beine gestellt und dafür Bischof Hanke von Eichstätt als Mitherausgeber gewonnen. Da sich der kirchliche Weltbild-Konzern weigerte, das Projekt zu unterstützen, konnte von den ursprünglich geplanten vier Ausgaben nur eine erscheinen.

Der Beitrag von Peter Seewald, die Privatinitiative eines engagierten Laien zum „Jahr des Glaubens“ stieß bei kirchlichen Medieninsidern auf wenig Gegenliebe. Peter Seewald hat sich zu Recht in einem Interview darüber beklagt: „In erster Linie will „credo“ ein Beitrag zum „Jahr des

Glaubens“ sein. Ich denke, dass dazu in Deutschland viel zu wenig gemacht wird ... Dieses Magazin will darüber hinaus aber auch ein Impuls sein für eine offensive Medienarbeit der Kirche. Es ist an der Zeit, neue Wege zu gehen, aber sie werden viel zu wenig genutzt. Es ist unübersehbar, dass hier wichtige Entwicklungen verschlafen wurden und dass Gutes zu wenig unterstützt wird ... Wenn wir von der Verdunstung von Glaubenswissen und Glaubensbewusstsein sprechen, dann kann doch die Antwort nur sein, die eigene Öffentlichkeitsarbeit zu intensivieren. Leider ist das Gegenteil der Fall“. (Tagespost 20.6.13)

Die fehlende Initiative, die Peter Seewald hier anspricht, lässt den Geist vermissen, den Papst Franziskus von künftigen päpstlichen Diplomaten, aber auch von kirchlich engagierten Katholiken fordert, den Geist der wahren Reform in der Kirche!

Hubert Gindert

Wenn wir die Themen nicht besetzen, werden es andere tun

In der Fuggerei zu Augsburg, der Sozialstiftung der Fuggerfamilie, ist auf der Außenwand der dortigen Kirche eine Sonnenuhr mit dem Spruch „Nütze die Zeit“ abgebildet. Dieses Wort haben die Fugger beherzigt und sind so aus bescheidenen Verhältnissen zu einer der reichsten und mächtigsten Familien im 16. Jahrhundert aufgestiegen. Die Chancen im Leben sind an die Zeit gebunden, die genutzt oder ungenutzt vorbeizieht. Das gilt auch für die Gnade und für das Leben der Kirche.

Papst Benedikt XVI. hat noch im Amt das „Jahr des Glaubens“ ausgerufen, um die Kirche von innen her zu erneuern. Auch das bedeutet eine Chance! Wir müssen uns fragen, ob sie genutzt wird. Als Kardinal Bergoglio zum neuen Papst gewählt wurde, hat er keine der Initiativen seines Vorgängers, auch nicht das „Jahr des Glaubens“, außer Kraft gesetzt. Im Gegenteil! Kardinal Bergoglio hat bereits im Vorkonklave und unmittelbar nach der Wahl zum Papst die Probleme der Kirche mit deutlichen Worten angesprochen und aufgerufen „aufzubrechen“.

Es war klar, wenn dieser Aufbruch im Glauben nicht einsetzt, werden

Dieser Bischof steht im Weg

bald die bekannten Themen, wie Zölibat, Frauenpriestertum, geschiedene Wiederverheiratete etc. die Medienbühne wieder beherrschen. Davon können uns auch das unsägliche EKD-Papier zu Ehe und Familie, das Bundesverfassungsgerichtsurteil zum Ehegattensplitting homosexueller Partnerschaften oder die Flutkatastrophe nicht schützen. Denn die Zielscheibe der Medien bleibt die katholische Kirche, das letzte Bollwerk, das dem Zeitgeist im Wege steht.

Am 21. Juni 2013 titelte die Augsburger Allgemeine Zeitung: „100 Tage Hoffnung“. Dort heißt es:

„Papst Franziskus hat die Welt verzaubert ... Bislang ist der argentinische Pontifex Taten weitgehend schuldig geblieben ... Die Hoffnung will dennoch niemand fahren lassen, dass Papst Franziskus in seiner Regierungszeit etwas Besonderes in Bewegung setzen wird ... Werden es Materien von der To-do-Liste des viel beklagten Reformstaus der katholischen Kirche sein? Etwa eine Neubestimmung der Rolle der Frauen – auch bei den Weiheämtern? Eine zeitgemäße Sexualmoral? Die Freistellung der Priester vom Zölibat?“

Die Zielrichtung ist klar, die alten „Reformforderungen“ werden schon wieder in Szene gesetzt. Und der Verfasser Alois Knoller, Ritter vom heiligen Grab von Jerusalem, fährt im Stil des Marat, jenes Jakobinerjournalisten der Französischen Revolution, im Bestreben, der Kirche etwas anzuhängen, fort: „Franziskus, der Mann von außen, muss den Augiasstall in seiner unmittelbaren Umgebung ausmisten. Eine in Machtkämpfen und Korruption verstrickte Kurie raubt der Kirche jede Glaubwürdigkeit.“

Die Kirche ist eine göttliche Stiftung. Sie ist aber auch eine menschliche Institution und deswegen die „Ecclesia semper reformanda“. Sie ist nicht so, wie sie der Artikelschreiber charakterisiert. Sie hat eine unermessliche Zahl von Heiligen, auch heute in ihren Reihen. Papst Franziskus muss nicht die Kirche neu erfinden, weder das Credo, noch die Moral- und Sittenlehre der Kirche. Papst Franziskus muss die Menschen, wie seine Vorgänger, mit dem Evangelium Jesu Christi konfrontieren. Und hier verliert der Papst keine Zeit!

Hubert Gindert

In Deutschland gibt es Journalisten, die sich in ihrem antirömischen Resentiment festgebissen haben. Wer in herausgehobener Position seine Verbundenheit mit dem Papst und seine Treue zur Universalkirche zeigt, wird niedergeschrieben. In der Reihe jener Journalisten steht Daniel Deckers. Manche seiner Ausfälle erinnern an den römischen Kaiser Julian Apostata. Er startete nach dem Toleranzedikt in Mailand im Jahr 313 den letzten Versuch, die Christen und ihre Kirche zu vernichten.

Als Papst Benedikt XVI., einer der größten Theologen unserer Zeit, zurücktrat, schickte ihm Daniel Deckers einen hämischen und gehässigen Nachruf in der FAZ hinterher. Nicht viel besser erging es dem päpstlichen Sekretär, Erzbischof Georg Gänswein. Offensichtlich sollte damit ein Hochrücken auf einen Bischofsstuhl in Deutschland im Keim erstickt werden. Nun ist der Limburger Bischof, Franz-Peter Tebartz-van Elst an der Reihe. Er ist bekannt für seine Treue zu Papst und Rom. Fünf Jahre nach seiner Installierung als Limburger Bischof rechnet Daniel Deckers mit ihm ab. Im Vorspann zum Deckers-Artikel heißt es: „Gut fünf Jahre ist Franz-Peter Tebartz-van Elst Bischof von Limburg. In dieser Zeit hat er Laien wie Geistliche des Bistums gegen sich aufgebracht. Die Öffentlichkeit fragt, was der Mann treibt – und der Staatsanwalt fragt, ob er die Wahrheit sagt“ (FAZ, 24.06.13).

Um den vermeintlich tiefen Fall des Limburger Bischofs zu betonen, streicht Daniel Deckers zunächst die hohen anfänglichen Erwartungen, die in den Bischof gesetzt wurden, heraus. Es ist die Methode, die an Antonius erinnert, der im Drama „Julius Cäsar“, die Leichenrede auf Cäsar dazu nutzt, den Mörder Brutus mit einer raffinierten Mischung aus Lob: „Doch Brutus ist ein ehrenwerter Mann“ und Tadel solange vorzuführen, bis die Zuhörer bereit sind, Brutus zu lynchen, wenn sie seiner nur habhaft werden können.

Bei Daniel Deckers liest sich das so: Tebartz-van Elst ist ein „beträchtliches Talent mit Horizont“, er hat sich einen Namen mit dem Thema „Erwachsenenbildung“ gemacht, hat sich über „Gemeinde in mobiler Ge-

sellschaft“ habilitiert, ein Buch über „Glaube braucht Gestalt“ geschrieben, war ein „gefragter Mann auf Tagungen“. Große Erwartungen wurden in ihn gesetzt, als er in der Nachfolge von Bischof Kamphaus nach Limburg kam. Inzwischen habe er sich als „reaktionärer Hardliner“ entpuppt. „Fünf Jahre nach seinem Amtsantritt habe er alle gegen sich aufgebracht: Von Einheit nichts zu spüren. Von Spannung umso mehr. Enttäuschung schlug um in Misstrauen, das durch Denunziantentum und Redeverbot genährt“ werde. Es herrsche „Entsetzen über Lebens- und Leitungsstil“ des Limburger Bischofs. Im Bischofshaus gäbe es „intransparente Entscheidungsprozesse ...“ in der Liturgie drohe „seelenloser Pomp“ überhand zu nehmen, „... in Rom wird abgerüstet, in Limburg aufgerüstet“. Der Umbau der „Alten Vikarie“ auf dem neu gestalteten Domberg sei deswegen so teuer geworden, weil „auf Geheiß des Bischofs Grundrisse mehrfach verändert wurden und bereits fertig Gestelltes eingerissen werden musste“. Der Bischof sähe sich „mit Ermittlungen der Staatsanwaltschaft Hamburg konfrontiert. Es geht um eine womöglich falsche eidesstattliche Erklärung zu einem Flug in die Slums von Indien“.

Zu den Mehrkosten der „alten Vikarie“ äußerte Diözesanbaumeister Tilmann Staudt: „Die Mehrkosten hängen vor allem mit den archäologischen Arbeiten, mit der Sanierung der knapp 50 m langen historischen Stadtmauer und der beiden historischen Gebäude zusammen. Mit diesen Mehrkosten konnten wir zu Beginn unserer Planungen nicht rechnen“. (Tagespost, 2.7.13) Ermittlungen der Staatsanwaltschaft sagen über das Ergebnis nichts aus.

Daniel Deckers verrät die Zielrichtung seines Artikels indem er über den Chauffeur des Bischofs, der wegen Trunkenheit am Steuer von der Polizei „aus dem Verkehr gezogen wurde“ eine Parallele zu Bischof Mixa konstruiert: „Mixa lautet in Limburg und auch in der Bischofskonferenz das Codewort, mit dem daran erinnert wird, wie dem vormaligen Bischof von Augsburg die Kontrolle über seine Lebensführung nach und nach entglitt, bis er am Ende sein Amt aufgeben musste“. Es ist klar was Daniel Deckers will: Der Limburger Bischof muss weg.

Hubert Gindert

Die Welt steht auf dem Kopf – Was tun?

Was tun im „Jahr des Glaubens“ angesichts einer Welt, in der so vieles auf dem Kopf steht und bei vielen der „Grundansatz für die Lebensgestaltung“ verloren gegangen ist, nämlich „Gott, der Urheber, Gesetzgeber und Richter der Welt“, so dass ihr Leben „leer geworden“ ist und sie „nicht wissen, was ihnen fehlt“? – So fragt Prälat Josef Grabmeier im Geleitwort zum August-Heft des Direktorium spirituale und empfiehlt:

Das Apostolat des Wortes: Wie viele Worte werden ausgetauscht, die verletzen, vergiften, Gräben aufreißen oder Bestehendes niederreißen. Weithin hat die Kommunikation eine Schlagseite. Hat das aufbauende, ermutigende und hilfreiche Wort keine Berechtigung mehr? Doch! Wir lassen uns alles gefallen und schweigen zu viel. Wir müssen vielmehr miteinander reden, gerade auch über den Glauben, gerade auch mit Menschen jenseits des „Zaunes“ Wir brauchen wieder mehr Mut.

Das Apostolat des Beispiels: Viele schämen sich des Glaubens, zeigen ihn nicht in der Öffentlichkeit oder geben sich anders, als sie denken. Das wirkt abstoßend. Unsere ehrliche Gottesliebe, unsere echte Menschenfreundlichkeit, unsere aktive Hilfsbereitschaft, unsere von Herzen kommende Güte öffnen vielen die Tore zum Glauben.

Das Apostolat des Gebetes: „Mit allerlei Bitten und Gebeten flehet allezeit im Geiste“ (Eph 6,18). Öffnen wir unser Herz und nehmen wir auch die mit ins Gebt hinein, mit denen wir sonst nichts zu tun haben, die „Armen im Glauben“.

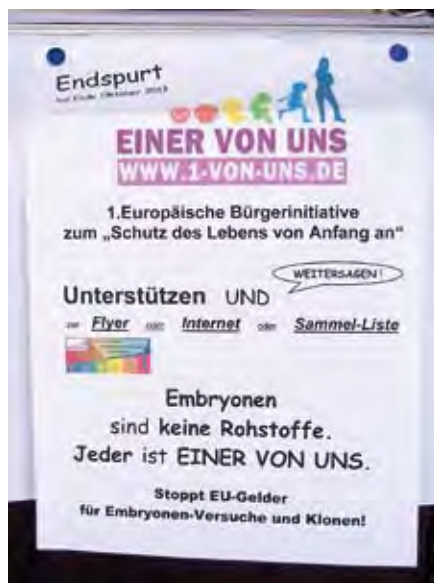
Wohltuend und sympathisch

„*Naturrecht und Offenbarung in der Sozialverkündigung Benedikts XVI.*“ ist Thema und Titel des neuen Heftes der Reihe „Kirche und Gesellschaft“ (Nr. 401; Katholische Sozialwissenschaftliche Zentralstelle, Brandenberger Str. 33, D-41065). Der Verfasser, Prof. Lothar Roos, kommt zu dem Schluss:

(...) Aus den Verlautbarungen Benedikts XVI. wird deutlich, dass es sich bei der Soziallehre der Kirche um eine *Naturrechtslehre mit theologischen Vorzeichen* handelt. Die *schöpferische Liebe*, „aus der wir unser Sein haben“, ist in ihren sozialethischen Konsequenzen al-

Zeit im Spektrum

len Menschen guten Willens zugänglich (vgl. auch *Mater et Magistra* 220). Die ehrliche Suche nach der allen „ins Herz geschriebenen“ (Röm 2,15) Wahrheit über den Menschen wird um so wahrscheinlicher, je mehr Menschen sich an Gott als ihren Schöpfer in ihrem Gewissen verpflichtet fühlen. – Für den christlich Glaubenden eröffnet die *erlösende Liebe* des Sohnes im Tugendethos des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe die Motivation zu einem vertieften Verständnis der Gerechtigkeit, insofern der Glaube als „Sehbedingung der Gerechtigkeit“ (Nikolaus Monzel) diese stützt und zugleich überschreitet. (...) – Die *ausgegossene Liebe* des Heiligen Geistes befähigt und verpflichtet die Kirche „immer und überall ... den Glauben zu verkünden, ihre Soziallehre kundzumachen...und auch politische Angelegenheiten einer sittlichen Beurteilung zu unterstellen, wenn die Grundrechte der



Erinnerung an die Bürgeraktion „Einer von uns“ – entdeckt am Stand von „Radio Horeb“ auf dem Klostermarkt in Altötting.

menschlichen Person oder das Heil der Seelen es verlangen“ (GS 76).

Das von Benedikt XVI. entfaltete Verständnis der Katholischen Soziallehre als Frucht eines trinitarischen Humanismus verleiht ihr eine theologisch, philosophisch und sozialwissenschaftlich wohl begründete und zugleich sympathische Identität.

Wahre Aufklärung

In der „Pasauer Neuen Presse“ kommentierte Karl Birkenseer „Lumen fidei“, die „Enzyklika aus zwei Händen“ (6./7. Juli 2013, S.1, „Kirche der Aktion“).

(...) Mit dem Anspruch, Wahrheit, als solche erkennen zu können, steht und fällt der christliche Glaube. Genau das ist der Kerngedanke der neuen Enzyklika. Nur wenn der Glaube wahr ist, haben seine Konsequenzen Gewicht. Das Handeln, zu dem die Enzyklika aufruft, wurzelt in der Überzeugung, dass Gott selbst es ist, der eine Kirche der Aktion will: ein Kirche der Nächstenliebe, die sich für Gerechtigkeit und Menschenwürde einsetzt, eine Kirche, die Wahrheit verteidigt. Das „Licht des Glaubens“, das Franziskus und Benedikt an die nächste Generation weiterreichen wollen, wird so zu wahren Aufklärung – zur Überwindung jener Dunkelheit, die blinder Wissenschaftsglaube der Welt aufnötigen möchte.

Die Antwort des Gelehrten

Zum „Jahr des Glaubens“ haben Bischof Gregor Maria Hanke von Eichstätt und der Publizist Peter Seewald unter dem Titel „Credo“ ein 84-Seiten-Magazin herausgebracht, das großen deutschen Zeitungen beigelegt wurde; man kann es auch als PDF herunterladen unter www.credomagazin.de. Letzter Artikel dieses Magazins: Ein Interview mit dem bekannten Philosophen Robert Spaemann zum Thema: „Was ist das eigentlich, der Glaube?“ Und die letzte Frage dieses Interviews: „Was erwarten Sie in der Stunde des Todes?“ – Hier die Antwort des 85-jährigen Gelehrten:

Dass mir das Geschenk des Glaubens nicht abhanden kommt, wenn ich es am meisten brauche. „Was gewährt dir der Glaube?“ fragt der Priester vor der Taufe. Die Antwort lautet: „Das ewige Leben.“ Genau das erwarte ich.

Wer ist Dr. Thomas von Mitschke-Collande?

Der Katholische Medienverband e.V. hat zu seiner Mitgliederversammlung vom 25. bis 28. Juni 2013 in Regensburg den ehemaligen Vizepräsidenten der Unternehmensberatung Mc Kinsey Deutschland zum Referat eingeladen. Ist das der richtige Referent, um die katholischen Medien zu beraten?

Diese Frage muss man leider verneinen, wenn man seine Buchvorstellung am 19.06.2013 in Andechs erlebt hat. Sein Buch hat den für einen gläubigen Katholiken sehr ungehörigen Titel „Schafft sich die Kirche ab?“ Nun, die Kirche schafft sich niemals ab, wenn wir an Mt16,18 denken. „Auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.“ Die Kirche schafft sich auch deshalb nicht ab, weil sie den fragwürdigen Ratschlägen des Referenten nicht folgen wird. Dr. von Mitschke-Collande begann sein Referat mit einer Darstellung des beklagenswerten Zustandes der Kirche: Über die Hälfte der Katholiken glaube nicht an ein Weiterleben nach dem Tod bzw. an die Auferstehung, die Unwissenheit sei groß, der sexuelle Missbrauch in der Kirche sei ein weiteres Krisensymptom und erfordere Reformen. Die angebliche Dialogunfähigkeit der Kirchenführer belegte er u.a. mit folgendem Beispiel: 200 Theologen hätten aus Sorge um die Kirche ein Memorandum verfasst und nach Rom geschickt. „Und wie reagiert Rom“, fragte er. „Kardinal Brandmüller nannte dieses Memorandum „protestantisch“. Damit war es erledigt.“ Die Kirche in Deutschland sei in den vergangenen 25 Jahren durch Kardinal Ratzinger bzw. Papst Benedikt in Geiselhaft gewesen, deshalb sei nichts vorwärts gegangen. Als Meister der indirekten Aussage ließ der Referent die Kardinäle Meisner und Marx negativ erscheinen, weil sie Reformen entgegenstünden. Zur Überwindung der Krise forderte Mitschke-Collan-

de Reformen wie z.B. die Zulassung der Geschiedenen zu den Sakramenten, wie das ja auch bei den Orthodoxen üblich sei. Der heilige Franziskus sei mit viel Glück an den vielen Scheiterhaufen vorbeigekommen. Denn das grausame Schicksal der Waldenser und Albigenser habe man in Italien, dem Zentrum der Kirche, nicht wiederholen wollen. Eine geschickte Zusammenstellung von Zitaten aus der Bibel, von Kardinal Martini und von Papst Franziskus sollte den Zuhörern die Notwendigkeit von Reformen zeigen. Das Kirchenbild, das die Kirche als Pyramide mit der Hierarchie als Spitze oben zeige, während die Laien, die Mehrheit, unten seien und nichts zu sagen hätten, sei verkehrt. Die Kirche müsse vom Kopf wieder auf die Beine gestellt werden. Entscheidend seien schließlich die Laien. Und die Frauen seien die „Minderlaien“. Überflüssigerweise habe man nun auch das neue Gesangbuch, das im Dezember 2013 eingeführt wird, zur Prüfung nach Rom geschickt. Das wäre gar nicht nötig gewesen.

Eine Wertschätzung der Eucharistie und des Priesteramtes war aus den Ausführungen nicht herauszuhören. Der Referent hat Papst Franziskus für seine Reformvorstellungen vereinnahmt, seine Glaubensstreue jedoch nicht erwähnt. Auf die Frage, ob der Papst den Erzbischof Müller „nun in die Schranken weise“ antwortete Mitschke-Collande, dass dies wahrscheinlich schwierig wäre, da ja sein Vorgänger, der Müller berufen habe, noch lebe.

Wenn Dr. Mitschke-Collande die Ideen der Gruppe „Wir sind Kirche“ und der Memorandisten vertritt, muss man seine Eignung zur Beratung der Kirchenpresse bezweifeln. Diese Ideen mögen zur Berufung in das ZdK qualifizieren, aber nicht zur Beratung der Kirchenpresse. Für Dr. Mitschke-Collande trifft eher zu, was im Ersten Johannesbrief, zweites Kapitel Vers 19 steht: „Sie kamen zwar aus unserer Mitte, sie haben aber nie zu uns gehört!“

Eduard Werner

„Gott im Herzen und nicht im Buchregal“

„Kann man jungen Menschen überhaupt noch die Fundamente des christlichen Glaubens näherbringen und ihnen etwas von der Freude am Glauben weitergeben?“ Wie oft hört man diese Frage, die meistens resigniert verneint wird.



In dem Buch „**Freut Euch! Glaubensbekenntnis eines jungen Christen**“, mmVerlag, Aachen 2013, gibt **Georg Dietlein** eine andere Antwort. In diesem Buch spürt man auf jeder Seite, wie das persönliche Bekenntnis dieses jungen Christen von seinem unerschütterlichen Glauben durchdrungen ist, der ihm für sein eigenes Leben Weg, Inhalt und Ziel vorgibt. Dietlein schreibt kein theologisches Lehrbuch, was er nicht will und auch gar nicht kann. Aber man stelle sich diesen Autor einmal ganz „praktisch“ vor: Ein Kölner Junge studiert während der Schulzeit als „Schülerstudent“ ab 13 Jahren Theologie, macht mit 17 sein Abitur mit der Gesamtnote 1,0 und mit 20 seinen Bachelor in Betriebswirtschaftslehre. Er gewinnt als Stipendiat der Studienstiftung des deutschen Volkes Preise und Auszeichnungen, sammelt Berufserfahrungen in Unternehmen, Kanzleien und gesellschaftlichen Institutionen, engagiert sich politisch und hochschulpolitisch sowie in gemeinnützigen und kirchlichen Einrichtungen, publiziert in Zeitungen und Zeitschriften (auch dem

Leser von „Der Fels“ ist er bekannt) und hat sich bereits als Autor von Büchern und von Artikeln in Fachzeitschriften einen Namen gemacht. Er ist nicht nur vielseitig begabt, interessiert und engagiert, sondern ein unglaublich fröhlicher Mensch, der auch noch so „ganz nebenbei“ mit 18 Jahren seine Jagdprüfung ablegt. Er ist z. Zt. nicht älter als 20!

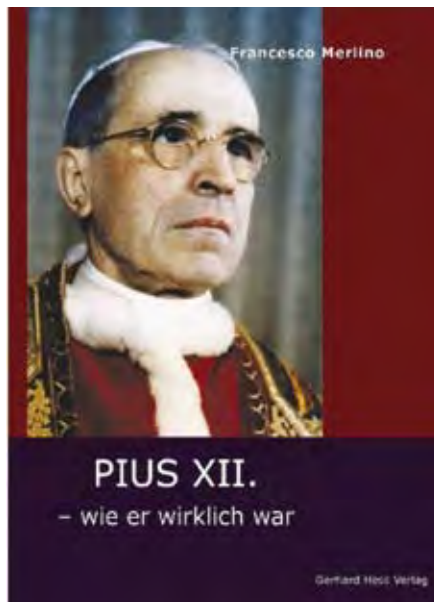
Dieser „ganz und gar normale Mensch“ stellt sich, wie er in diesem Buch darlegt, mit 14 Jahren die „existenziellen Fragen seines Daseins“: Wo will ich hin in meinem Leben, und welche Rolle spielt Gott dabei? Natürlich fand er in den theologischen Büchern, die er zur Hand nahm, vieles, was für ihn neu und interessant war, aber er stieß nicht auf den Kern seiner Fragen. Er schildert, wie er aber durch den Besuch der Hl. Messe und durch die Lektüre der Enzyklika „Deus caritas est“ („Gott ist die Liebe“) von Papst Benedikt XVI. weiter vorangekommen ist und seinen Blick immer stärker auf das Wesentliche in unserem Glauben konzentrierte, nämlich Jesus Christus, der die Liebe ist. Er versteht sich als Pilger auf der Suche nach Gott. Und auf diesem Pilgerweg, der für jeden Menschen anders aussieht – man lese z. B. nur im Magazin „Credo“ zum Jahr des Glaubens, herausgegeben von Bischof Gregor Maria Hanke und dem Journalisten Peter Seewald, die Lebensgeschichten von sechs willkürlich herausgegriffenen Personen mit völlig unterschiedlichen Lebensläufen, bei denen Christus nicht vorkam, bis sich eines Tages bei jedem alles änderte –, möchte Dietlein jungen Menschen Hilfestellung geben, weil er sich wünscht, dass dieser Pilgerweg für alle erfolgreich wird. Christ sein heißt für ihn, „aus der Freude, die vom Herrn kommt, zu leben“. Dass dies bei ihm der Fall ist, und er diese Freude weitergeben möchte, ist das Faszinierende an diesem Buch und seinem Autor.

Insofern ist es sehr passend, dass der Weihbischof im Erzbistum Köln, Dr. Dominikus Schwaderlapp, sein Vorwort zu diesem Buch mit dem Hinweis auf die Worte des hl. Apostels Paulus an die Gemeinde in Philippi abschließt: „Freut Euch im Herrn zu jeder Zeit! Noch einmal sage ich Euch: Freut Euch! Eure Güte werde allen Menschen bekannt. Der Herr ist nahe“ (Phil 4, 4f.).

Wir freuen uns zusätzlich, dass es diesen Autor und dieses Buch gibt.

Prof. Dr. Werner Münch

Francesco Merlino „Pius XII. – wie er wirklich war“ Gerhard Hess Verlag Bad Schussenried 2012, 438 Seiten, 19.80 Euro.



Wer sich ein fundiertes Bild über Pius XII. und die katholische Kirche in der NS-Zeit machen möchte, dessen Erwartungen werden von Merlino erfüllt. Dabei ist der Autor kein ausgewiesener Historiker, sondern ein Diplombauingenieur, 1923 in Rom geboren, in Münster wohnhaft. Als im März 1990 in dieser Stadt Rolf Hochhuths Theaterstück *Der Stellvertreter* aufgeführt wurde, fühlte sich Merlino gedrängt, tunlichst alle einschlägigen Dokumente zu sammeln, um sich ein eigenes Urteil zu bilden. Sein Werk ist das Resultat dieses Suchens und Sammelns.

Sebastian Haffner, ein hoch angesehener Journalist, 1938 zusammen mit seiner jüdischen Frau nach England ausgewandert, glaubte zu wissen, dass von Pius XII. „nur sein Schweigen ... übrig bleiben wird. Die Geschichte wird ihn kennen als den Papst, der schwieg.“ Nun, Haffner stand der katholischen Kirche nicht nahe. Doch Edith Stein, eine Jüdin, die aus tiefster Überzeugung den Weg in eben diese Kirche gefunden hatte und als Nonne lebte, klagte in einem Schreiben an Pius XI. vom April 1933: „Wir alle ... fürchten das Schlimmste für das Ansehen der Kirche, wenn das Schweigen noch länger anhält.“

Hat der Papst geschwiegen? Die Frage wird wohl jeder verneinen, der „Merlino“ gelesen hat. Pius XI. und

Pius XII. sprachen immer wieder und verurteilten den Nationalismus, den Totalitarismus, den Rassismus mit aller Deutlichkeit. Eines der Kapitel, Pius XII. betreffend, trägt die Überschrift „Der Kampf gegen Rassismus und Antisemitismus“, ein anderes „Gegen Mord und Völkermord“, ein drittes „Gegen Nationalsozialismus und Bolschewismus“, jedes angefüllt mit einschlägigen Zitaten. Doch wer sie nicht zur Kenntnis nehmen will, kann dazu nicht gezwungen werden.

So beendete der Papst seine Weihnachtsansprache des Jahres 1942 mit einem Appell, den Frieden zu suchen. „Dieses Gelöbnis schuldet die Menschheit den Hunderttausenden, die ohne eigene Schuld manchmal nur wegen ihrer Nationalität oder der Abstammung dem Tode geweiht oder einer fortschreitenden Verelendung preisgegeben sind.“ Die primär Angesprochenen, die Nationalsozialisten, verstanden: „Er [der Papst] beschuldigt tatsächlich das deutsche Volk der Ungerechtigkeit gegenüber den Juden, und er macht sich zum Sprecher der Juden, der Kriegsverbrecher“, urteilte der NS-Sicherheitsdienst.

Warum hat er nicht noch deutlicher gesprochen?

Er selbst gibt die Antwort in einer Ansprache vor dem Kardinalskollegium:

„Wundert euch nicht, wenn Wir mit besonders inniger und bewegter Anteilnahme den Bitten derjenigen Gehör schenken, die sich mit angsterfülltem Herzen flehend an Uns wenden. Es sind dies diejenigen, die wegen ihrer Nationalität oder wegen ihrer Rasse von größerem Unheil und stechenderen und schwereren Schmerzen gequält werden und auch ohne eigene Schuld bisweilen Einschränkungen unterworfen sind, die ihre Ausrottung bedeuten... Jedes Wort, das Wir in diesem Anliegen an die zuständigen Behörden richteten, und jede Unserer öffentlichen Kundgebungen musste von Uns ernstlich abgewogen und abgemessen werden im Interesse der Leidenden selber...“

Die Problematik: Reden oder Schweigen – findet ihre geradezu dramatische Zuspitzung im bitteren Los von Edith Stein und den anderen katholischen Juden in den Niederlanden, die Rache der Machthaber auf den bischöflichen Protest hin verschlimmerte die Situation.

Prof. Dr. Konrad Löw

Zu **Die Kardinaltugend Tapferkeit zum Leuchten gebracht.** Fels Nr.: 7/2013, S.207

Ihren o.g. Artikel, sehr geehrter Herr Gindert, habe ich mit großem Interesse gelesen.

Vom ersten „Marsch für das Leben“, an, der bis 2006 noch als Aktion „1000-Kreuze-für-das-Leben“ bezeichnet wurde, war ich in Berlin dabei. Aus einer seinerzeit sehr überschaubaren Menge – viele trugen 2 Kreuze, da weit unter 1000 Teilnehmer kamen – hat sich über die Jahre ein Schweigemarsch entwickelt, der zuletzt rd. 3000 Teilnehmer zählte. Anfangs fand er nur alle zwei Jahre in Berlin statt – inzwischen regelmäßig am vorletzten Samstag im September.

Ich begrüße sehr Ihren Einsatz dafür, dass doch unsere Bischöfe mehr Mut zeigen möchten und an den „Märschen für das Leben“ persönlich teilnehmen sollten. Das Beispiel von Weihbischof Florian Wörner ist unbedingt lobens- und nachahmenswert.

Doch muss in diesem Zusammenhang auch der Wahrheit die Ehre gegeben werden und diese ist:

Bereits im Jahr 2009 nahm Weihbischof Andreas Laun in Berlin am Marsch für das Leben teil, und 2010 gingen unsere Berliner Weihbischofe Wolfgang Weider und Matthias Heinrich mit einem Holzkreuz an der Spitze des Marsches.

Für diese mutigen Zeichen waren die Teilnehmer seinerzeit überaus dankbar. Leider wiederholten sich in den folgenden Jahren solche mutmachenden Aktionen nicht mehr.

Aber ev. Bischöfe – so wurde am Ende der Veranstaltung 2012 von der Leitung bekannt gegeben – hätten am Marsch teilgenommen.

Ich hatte im vergangenen November und auch vor wenigen Wochen im Juni die Gelegenheit, unseren Weihbischof Heinrich anlässlich seiner beiden Besuche in unserer Gemeinde daraufhin anzusprechen und ihn höflich zu bitten, doch in diesem Jahr wieder den Berliner Marsch für das Leben zu unterstützen. Seine Antwort im Juni: „Ich weiß, Sie haben mich ja bereits darauf angesprochen – ich kenne ihr Anliegen.“ Und weiter meinte er, man müsse sehen, ob es der Terminplan diesmal möglich mache ...

Nach dem letzten Marsch für das Leben 2012 schrieb ich an die SonntagsZeitung (wurde leider nicht veröffentlicht!):

Ich habe einen Traum:

In sinnvoller Ökumene mit den ev. Bischöfen, die bereits in diesem Jahr teilgenommen hatten, führen im nächsten Jahr unser Kardinal Woelki und sein Weihbischof persönlich den Marsch an. Diesem Beispiel folgen viele Pfarrer und diesen wiederum zahlreiche Gemeindeglieder.

Ich habe einen Traum:

Die Gegendemonstranten, die schon in diesem Jahr angesichts von ca. 3000 Teilnehmern kaum noch eine Rolle spielten, geben völlig auf, so dass wir ihre albernen Sprüche nicht mehr anhören müssen. Die weltliche Presse muss sich verstärkt mit uns „Lebensschützern“ beschäftigen, und langsam beginnt auch in der Bevölkerung ein Nachdenken über das bisherige Tabu-Thema. Nur ein schöner Traum ... ?

Danke für die guten Fels-Artikel und Gottes Segen für ihre weitere Arbeit

Edith Buhse, 13505 Berlin

Zu **„An der Realität vorbei“/Sonntagspflicht,** Fels Nr.: 7/2013, S. 216

Abtprimas Notker Wolf hat als Benediktiner-Pater mit seinem Vorstoß gegen das Kirchengesetz zur Sonntagspflicht eine heftige Diskussion für und Wider ausgelöst. Selbst Priester stimmten ihm zu, und so mancher unbedarfte Katholik wird nun denken, dass es gar nicht so wichtig ist, regelmäßig an Sonn- und Feiertagen die hl. Messe mitzufeiern. Es bleibt zu hoffen, dass sich Pater Notker Wolf künftig nicht mehr zu Äußerungen hinreißen lässt, die unübersehbaren Schaden anrichten können. Natürlich ist es richtig, dass hinsichtlich der Sonntagspflicht und dem Besuch der Heiligen Messe ein weites missionarisches Feld vorliegt. Dieses kann man jedoch nicht bestellen, indem man das Kirchengesetz als „Entwürdigung des Sonntags“ in Frage stellt oder gar außer Kraft setzen will.

Selbstverständlich ist es wünschens- und erstrebenswert, dass der Besuch des Heiligen Messopfers aus Liebe zu Gott geschieht. Dazu müssen aber die Menschen hingeführt und entsprechend angeleitet werden, wozu auch die regelmäßige hl. Beichte gehört. So wie Gott die Zehn Gebote zur rechten Führung geschenkt hat, so hat auch die Kirche Got-

tes die Gebote unter der Eingebung des Heiligen Geistes erstellt. Sie in ansprechender nachvollziehbarer Art und Weise den Menschen nahe zu bringen und umzusetzen, ist die vorrangige Aufgabe der Geistlichkeit. Der Heilige Vater, Papst Franziskus, ist wie seine Vorgänger, ein leuchtendes Beispiel in diesem Bemühen. Die Liebe Christi drängt ihn, in den Menschen die Gottesliebe zu wecken und die Flamme der Liebe zum Brennen und Leuchten zu bringen. Vereinen wir uns im Gebet mit ihm, damit die Früchte in der gelebten Nächstenliebe sichtbar werden! Nur aus der Liebe zu Gott, kann die wahre Liebe zum Nächsten entspringen.

Dr. Gerhard Neubert, 89290 Buch

Gebetsmeinung des Hl. Vaters im August 2013

1. Für Eltern und Lehrer: sie mögen die Jugend zu einer verantwortungsvollen Lebensgestaltung führen.

2. Für die Kirche in Afrika: ihre Verkündigung des Evangeliums fördere Frieden und Gerechtigkeit.

Messfeiern nach dem Motu Proprio „Summorum Pontificum“

Die Freunde der tridentinischen Messe möchten wir auf nachstehende Internet-Adresse hinweisen, dort können sie aktuelle Orte und Zeiten finden:

<http://www.pro-missa-tridentina.org/heilige-messen/regelmaessige-gottesdienste.htm>

Titelbild: „Freude am Glauben“

Fotos: 227 L'Osservatore Romano 12.7.13, Nr.: 28, S. 9; 229 Rheinisches Bildarchiv Köln; 232 R. Gindert; 233, 234, 236, 238 Archiv; 240 Stundenbücher, Herder-Verlag, 1976, S. 114; 241 Martin von Wagner Museum der Uni Würzburg; 242, 243, 261, 260 mi. u. re, 263, mi. u. re., wikipedia commons; 245, 247 Forritzheim; 246 Cervenka; 248, 249 Beyerhaus; 250 Fobes; 252, 253, 255 J. Liminski; 258, 259, 260 li, 262, 263 li. Tourismusbüro Augsburg; 264, 254 privat;

Quelle S. 242: Artikel „Geissel, Johannes von“ von Leonhard Ennen in: Allgemeine Deutsche Biographie, herausgegeben von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Band 8 (1878), S. 520–527, Digitale Volltext-Ausgabe in Wikisource
Quelle S. 272: Emmeram H. Ritter in „Zeugen für Christus“ S. 553 – 555. Anton Kormann: „Domprediger Dr. Johann Maier. Person und Zeit.“

Veranstaltungen

Associatio Sancti Benedicti

Einladung zum 45. Internationalen Jahrestreffen vom 03.-06.10.2013

Im Stift Heiligenkreuz /Österreich

Die Verantwortung der Christen im Europa der Zukunft

Donnerstag, 03. 10. Anreise

Freitag, 04. 10. 9.30 Festgottesdienst in der Stiftskirche, 11.00 Die Neuevangelisierung – Erbe und Auftrag Benedikts XVI. Abt Maximilian Heim OCist, im Barocken Kaisersaal (wie alle Vorträge) 13.00 Mittagessen im Klostergasthof 15.00 Komm und sieh – Impulse zur zeitgemäßen Berufungspastoral, P. Karl Wallner OCist, 17.00 Das Laienapostolat – Erfahrungen aus der Ausbildung, P. Josef Hergert CM 18.00 Vesper

Samstag, 5.10. 8.30 Aussendungsfeier für Katechisten im Laienapostolat, S. E. Kardinal C. Schönborn, in der Stiftskirche 12.00 Habt Mut – wie Johanna von Orleans, Dom Eric de Lesquen, anschließend Mittagessen im Klostergasthof 14.30 Konventamt mit den Mönchen von Heiligenkreuz 16.00 Maria als Vorbild, P. Bernhard Vosicky OCist, 17.00 Wissen um den Menschen – der Weg der Vernunft zu Glauben und Gesundheit, Prof. Dr. med. Dr. theol. Mag. Pharm. Matthias Beck

Sonntag, 6.10. vormittags: Wiener Sängerknaben in der Hofburgkapelle, alternativ Geführte Besichtigungen im Kurort Baden 13.30 Mittagessen im Klostergasthof 15.00 Priesterweihe von P. Kilian Müller OCist in der Stiftskirche abends Heurigenabend mit Musik im Wienerwaldviertel; anschließend Transfer zum Anschlussprogramm:

Montag, 7.10. Ausflug mit Bus und Schiff **Dienstag, 8.10.** Besichtigungen in Wien und Schloss Schönbrunn Mittwoch 9. 10. Museumstag und zur freien Verfügung **Donnerstag, 10.10.** Abreisetag
Weitere Informationen und Anmeldung: H. und R. Schmiedl, Pfälzerstr. 12, 53111 Bonn-Castell; Fax 0228-630847; Email: kopierer.schmiedl@t-online.de

Einladung zur

25. Internationalen Theologischen Sommerakademie in Aigen:

Thema: Christus: Gerstern, heute und in Ewigkeit · 26. - 28. August 2013 · Aigen i. M., Österreich · Vereinshaus · Hauptstrasse 15 · A-4160 Aigen i. M. · www.theol-sommerakademie.com · E-Mail: info@theol-sommerakademie.com
Linzer Priesterkreis · Anmeldung bis 15. August 2013

21. Theologische Sommerakademie vom 4. bis 7. September 2013

Die katholische Kirche auf dem Weg durch die Zeit. Der Beitrag der Katholischen Kirche zur Humanisierung Europas.

Mit den Referenten: A. Ziegenaus, Lothar Roos J. Kreiml, M. Hildegard Brem OCist, Christian Schulz, Mathias von Gersdorf, Gerda Riedl, Konrad Löw, A. Greve. Im Haus St. Ulrich, Augsburg. Teilnahme an einzelnen Vorträge ist möglich. Info und Anmeldung Gerhard Stumpf, Tel 08191-22687; Fax 08191-22680; stumpf@ik-augsburg.de

Gebetsmeinung des Hl. Vaters im September 2013

1. Für die Wiederentdeckung der Stille, um auf Gottes Wort und das der Mitmenschen eingehen zu können.

2. Für die bedrängten und verfolgten Christen, um Kraft zum Zeugnis für die Liebe Christi.

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Prof. Dr. Peter Beyerhaus D. D.
Institut Diakrisis
Schulstr. 1, 72810 Gomaringen
- Georg Dietlein
Lindenweg 12, 50937 Köln
- Dr. Alois Epple
Krautgartenstr. 17, 86842 Türkheim
- Raymund Fobes
Zillenweg 8, 85051 Ingolstadt
- Stefan Fuchs
Tegeuderstraße 16, 48145 Münster
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13, 53757 St. Augustin
- Gerhard Stumpf
Nordfeldstr. 3, 86899 Landsberg
- Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus
Heidelberger Str. 18
86399 Bobingen

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743,

e-mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de

Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;

Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.;

Landsberg-Ammersee Bank eG, KontoNr.: 514 75 22, BLZ: 700 916 00;

Postbank München, KontoNr.: 903 166 809, BLZ 700 100 80

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V.,

Konto Nr.: 2 493 378, BLZ: 55 000;

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance, Der Fels e.V.,

Konto Nr.: 60-377132-6, (Ausland) IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6; BIC: POFICHBEXXX

Für übrige EU-Länder: Wer Spenden auf unser Konto überweisen möchte, kann dies zu Inlandsgebühren erledigen, wenn er bei der Überweisung anstelle der Kontonummer die IBAN (=Internationale Kontonummer) DE 46 7009 1600 0005 1475 22 und anstelle der Bankleitzahl die BIC (Identifikation des Kreditinstitutes) GENODEF1DSS angibt.

Domprediger Maier: „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen.“

Priester, die mit vollem Einsatz Menschen zu Christus führen, treten vor allem in Zeiten der Verfolgung deutlich hervor. Über einen von ihnen berichtet Emmeran Ritter im Martyrologium „Zeugen für Christus“. Das ist der Regensburger Domprediger Dr. Johann Maier. Er kam 1906 als siebtes von 14 Kindern auf einem niederbayerischen Bauernhof zur Welt. Nach dem Abitur am Benediktinergymna-

Menschen durch die Beseitigung der Arbeitslosigkeit und durch den Einsatz der neuen Technik und des Sports in ihre Propaganda. Sie wollten als die Träger des Fortschritts erscheinen, während die katholische Kirche mit dem Odium des Rückschritts belegt wurde. In diesen ungleichen Kampf griff Domprediger Maier beherzt ein und verteidigte die christliche Heilordnung. Dem offiziell propagierten

Moltkeplatz versammelten, um eine kampflose Übergabe der Stadt zu fordern, wollte Domprediger Maier die Leute beruhigen, die eine Zerstörung ihrer Stadt fürchteten. Er sagte: „Wir dürfen keinen Aufruhr machen. Wenn wir die Obrigkeit beindrucken wollen, so können wir das am besten, dass wir mit Ruhe und sittlichem Ernst vor sie hintreten.“ In diesem Moment wurde er von zwei Polizisten unterge-

hakt und abgeführt. Trotz des lautstarken Protestes der Versammelten wurde Maier mit vier weiteren Regensburgern in die Polizeidirektion gebracht, wo er in der Nacht zusammen mit seinen Helfern Michael Lottner und Josef Zirkel zum Tode durch Erhängen verurteilt wurde. Das Urteil wurde am Moltkeplatz sofort vollstreckt. Die beiden Helfer waren bei der Verhaftung spontan für Maier eingetreten. Lottner war

noch vor der Hinrichtung im Kampf erschossen worden. Auch wer nur einen „höflichen Widerstand“ riskierte, wurde sofort ermordet. Am Morgen sahen die Regensburger den Domprediger und Zirkel am Galgen hängen, während Lottner tot vor den Galgen lag. Da wussten die Regensburger, dass schon der leiseste Widerstand den Tod bedeutete.

Überraschenderweise blieb Regensburg vor der Zerstörung verschont. Manche Zeitzeugen glaubten fest daran, dass sich der Domprediger Gott als Opfer für die Rettung der Stadt angeboten hatte. *Eduard Werner*



Michael Lottner



Josef Zirkel



Dr. Johann Baptist Maier

sium Metten studierte er zunächst in Regensburg und bald darauf in Rom Philosophie und Theologie. 1933 wurde er zum Priester geweiht und auch zum Doktor der Philosophie promoviert. Sein anschließender Einsatz in der Seelsorge muss sehr eindrucksvoll gewesen sein, weil er schon 1938 zum Repetitor am Regensburger Priesterseminar und bald darauf auch zum Domprediger ernannt wurde. Ein so römisch gebildeter Prediger konnte den prinzipiellen Gegensatz zwischen dem Christentum und dem Nationalsozialismus nicht übersehen. Die Nazis beeindruckten damals die

Rassenhass setzte er das universal geltende Liebesgebot Christi entgegen und dem nebulösen germanischen Volksgeist setzte er den Wert der einzelnen Seele vor Gott entgegen. Unter der Kanzel saßen regelmäßig Spitzel der Gestapo, die genau mitschrieben, was Maier sagte, und öfter schnitten sie sogar das Kabel zum Mikrophon durch, um den Prediger am Sprechen zu hindern. Vielleicht verhinderte die Popularität Maiers seine sofortige Verhaftung, aber bedrohliche Polizeiverhöre gab es öfter. Als sich kurz vor Kriegsende am Montag, den 23. April 1945 viele Regensburger am